Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **4 (1922)**

Heft 51

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstraße 43. / Telephon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Cts., Ausland 40 Cts. Reklamen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Chiffergebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füßli-Annoncen Zürich, „Zürcherhof", Sonnenquai 10 (beim Bellevueplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Genf, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 51 — Aarau, 23. Dezember 1922 — IV. Jahrgang

Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.

Zum neunten Male seit Ausbruch des Krieges fährt sich für unsere Generation das Fest, an dem wir sehnsüchtig wie nie vorher uns des Sinnes des Wortes „Frieden" bewußt werden. Mit unsäglicher, aber hoffnungsvoller Zuversicht sahen wir die ersten Kriegsjahre nach dem Frieden aus. Aber immer ärmer und kleiner wurde die Hoffnung, immer matter das Wünschen und heute gibt es Viele unter uns, deren Glauben und damit die Kraft zum Frieden müde geworden sind, die die Weihnachtsbotschaft wohl hören, aber um so tiefer und schmerzlicher den bittern Gegensatz zwischen der Verheißung und der Wirklichkeit empfinden.

Denn nicht nur zwischen den einzelnen Staaten und Nationen haben sich die Klüfte vertieft, statt überbrückt, auch innerhalb unseres eigenen Volkes, innerhalb der Grenzen der andern Völker herrscht Feindschaft, Verbitterung, Mißtrauen.

Und wenn wir in das Leben der Kreatur hineinblicken und dort sehen, wie der bittere Lebenskampf von Tier zu Tier, von Kreatur zu Kreatur herrscht, wie Eines vom Andern lebt, ja leben muß, wie eine ungeheure Lebens- und Daseinsangst sie in beständiger Spannung hält, wie der Raubtierzug, der in die Kreatur gelegt worden ist, im Grunde nicht ein Zug der Grausamkeit ist, sondern ein Ausfluß der Formung und Gestaltung, des Lebenstriebes, der Organisation, die nun einmal nur in dieser und keiner andern Gestalt sonst dem Geschöpfe gegeben wurde, dann überkommt uns die Erkenntnis, daß vielleicht im weitern Sinne auch die Kämpfe unter den Menschen, unter den Klassen, unter den Völkern auch nur ein Ausfluß ihrer Lebensformung, ein Lebens-Daseins- und Selbstbehauptungskampf im großen ist, nicht Grausamkeit und Wille zum Bösen, sondern Ausfluß verschiedener Organisation und Funktion. Und dann will uns die Verheißung: Und Friede auf Erden! — jener Frieden des Kreatürlichen, da „die Wölfe bei den Lämmern wohnen" — wie eine Verheißung ohne die Möglichkeit des Wahrwerdens erscheinen.

Unser armer Verstand wird diesen Rätseln nie auf den Grund kommen können. Und doch fühlen wir instinktiv, tief und unausrottbar in uns einen Drang, ein Prinzip, diesen Zustand zu überwinden. Wir leiden alle, Mensch wie Tier, unter dem Zwange zum Nahrungs- und Selbstbehauptungskampf, denn wo ich mich selbst behaupte, schlage ich vielleicht irgendwo, ohne es zu wissen, die Bedürfnisse und den Selbstbehauptungskampf eines andern. Aus dem eigenen erfahrenen Leid wird das Erfassen des Leides des Andern, das Mit-Leid geboren, das Mit-Leid gebiert das Helfen-Wollen und das Helfen-Wollen verdichtet sich zur Liebe. So hat die Natur tief in uns, in Mensch wie Kreatur das Prinzip der gegenseitigen Hilfe, das **Prinzip der Liebe** gelegt. Die Liebe, die Hilfe allein überwindet den Kampf, die Liebe ist die alleinige Friedensträgerin. Darum ist unser Weihnachtsfest nicht nur ein Fest der Friedenshoffnung, der Friedensverheißung, sondern vor allem ein Fest der Liebe und die Geburt Jesu ist uns das Symbol der Geburt dieser überwindenden und stillenden Liebe. Christus ist die Idee der Liebe, die Idee der Ueberwindung des nur Erdhaften, die Idee der Vergeistigung, der Heimkehr zum Geiste. Aber an Weihnachten feiern wir vor allem die Liebe, erneuern wir unser Liebesgelöbnis.

Friede auf Erden! Und an den Menschen ein Wohlgefallen! Von der Erde und ihrer Kreatur zum Menschen, dem obersten Geschöpfe der Erde. Kein Frieden ohne ein Wohlgefallen an den Menschen! Uns, die wir doch Geschöpfe derselben Organisation, derselben Gattung sind, die keine unüberbrückbare, naturhafte Lebensfeindschaft wie die Tiere, gegeneinanderstellt, uns müßte doch die Erfüllung dieser Verheißung möglich sein. Aber mit welch bitterer Scham müssen wir in diesen Tagen dies Wort: „Und an den Menschen ein Wohlgefallen" in den Mund nehmen. Sind die Klassengegensätze nicht bitterer als je? Muß das Wort nicht von Vielen als blutige Ironie empfunden werden? Wie ist der Ton unseres öffentlichen Lebens? Zwischen den Parteien, den Erwerbsgruppen, zwischen Oben und Unten? Wie wenig ist in diesen Auseinandersetzungen von dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe, des Mit-Leidens, des Mit-Tragens, des Verstehens zu spüren, wie wenig Liebe und Güte ist darin. Wir Frauen rühmen uns so gerne, Trägerinnen des Lebensprinzips, dieses Prinzips der helfenden Liebe zu sein. Sind wir uns bewußt, was dies bedeutet, welch ein Vorzug, aber auch welch eine Verpflichtung dies in sich schließt? Und wie weit diese Verpflichtung reicht? Reicht sie nur bis zu unserer Türe? Gilt sie nur für unsere Kinder? Es gibt hier kein: Nur bis hieher! Sind wir Trägerinnen der Liebe, so sind wir es überhaupt und unbegrenzt, sind es für die Wenigen wie für die Vielen. Ihr Frauen, die ihr euern kleinen Kreis liebt und betreut, was habt ihr bis heute getan für den großen Kreis? Habt ihr eure Liebe in diesen hinüber getragen, auch dessen Atmosphäre erwärmt, hier mitgelitten, mitgetragen, verstanden, geholfen, überbrückt? Wahrlich, wir alle, Männer wie Frauen, haben Ursache, an unser Herz zu schlagen und zu fragen, was haben wir getan, um das Wort wahr zu machen?

Darum wollen wir in diesen Stunden unter dem Weihnachtsbaum das Gelöbnis auf die lebendige, helfende, mittragende, verstehende Liebe von ganzem Herzen erneuern. Auswetten wollen wir unser Herz zu einer immer größern, umschlingenden Gemeinschaft mit den Brüdern. Das soll unser, der Erwachsenen Christfest sein.

Ich hörte in diesen Tagen Beethovens neunte Symphonie. Sie schmolz mit der Schoßfreude von Betlehem in eins zusammen. Die Ueberwindung des Kampfes, das allumschlingende Liebesgefühl, die Hoheit reiner Freude in diesem Gefühl — Menschen haben es durchgekämpft, Menschen haben es erfüllt, Menschen haben ihm Ausdruck verliehen:

> Seid umschlungen, Millionen!
> Diesen Kuß der ganzen Welt.
> Brüder, überm Sternenzelt
> Muß ein lieber Vater wohnen.

Ja, seid umschlungen, Millionen! Das sei unsere Gesinnung!

Und in dieser Gesinnung möchten wir den nachfolgenden Aufruf unsern Frauen von ganzem Herzen an die Seele legen. Helene David.

—o—

Was geht es uns an?

Wir leben in einer Zeit großen Elendes, das wissen wir alle. Schon lange hörte man aus Rußland, daß das Elend grauenhaft sei, dann kam Oesterreich daran und nun ist es Deutschland, das dem Hunger verfällt. Und je näher die Not uns rückt, desto mehr bedrückt sie uns mit und uns scheint, daß wir doch unser Möglichstes tun sollten, um zu helfen, wo wir können. So möchten wir uns heute einmal an die Frauen, die einzelnen und die Vereine, in den Städten und auf dem Lande wenden, und ihnen eine ganz besondere Frauennot ans Herz legen: Die Not der deutschen Frauenbewegung, eine Not, die in alles hineingreift, in das persönliche Leben der Führerinnen, in das Vereinsleben, in den Bestand der Frauenzeitschriften, überall hinein streckt sie ihre Arme.

Die deutsche Frauenbewegung ist schwer bedroht. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, mit einer der Führerinnen zu sprechen. Das Bild, das sich uns entrollte, war herzzerreißend. „Wir essen zu wenig, wir arbeiten zu viel, wir schlafen zu wenig und wir frieren immer", das war eigentlich die Quintessenz.

Die Frauen, welche sich Jahrzehnte lang gemüht um das Ziel, das heute erreicht ist, die aber weiter arbeiten sollten, weil sonst das mühsam errungene in Gefahr ist, wieder unterzugehen oder doch unwirksam zu werden, sie sind kaum mehr imstande, ihre Arbeit zu tun, weil sie so aufgebraucht sind vom Kampf ums Dasein. Nur diejenigen, welche Großmillionäre waren und diejenigen, welche ein sehr einträgliches Gewerbe haben, kommen noch durch ohne zu leiden, und die waren nie in den Reihen der Frauen zu finden.

So leiden und kämpfen die Frauen Deutschlands und stehen vor dem Zusammenbruch. Die eine sucht, um ihren Unterhalt zu erwerben, in spätem Alter noch einen Posten als Fabrikaufseherin, eine andere näht Kleider und Hüte für andere Leute, während sie einen Artikel diktiert.

Ist es nicht unsere Pflicht, da helfend einzutreten, damit diese Frauen nicht ganz untergehen und mit ihnen das ganze Heer der ältern berufslosen Frauen, die keine Subsistenzmittel, keine Arbeitsmöglichkeit oder keine Arbeitsfähigkeit mehr haben und denen nach dem Ausspruch eines Kenners nur die äußerst Verzweiflung übrig bleibt.

Wir denken nun an Hilfe verschiedenster Art. Erstens einmal möchten wir es den Frauen, die an der Spitze stehen und die es so bitter nötig haben, ermöglichen, einen Aufenthalt in der Schweiz zu machen und möchten sie zu uns einladen. Der Ort ist gleichgültig; was ihnen not tut, ist Ruhe und gute Ernährung und eine verständnisvolle Umgebung, wo sie auf andere Gedanken kommen können. Gäbe es nicht unter den Leserinnen des Frauenblattes eine Anzahl, die sich freuen würden, eine Zeitlang einen solchen Gast zu beherbergen?

Dann aber möchten wir noch mehr tun. Wir möchten eine große Summe zusammenbringen für den Bund deutscher Frauenvereine, einmal damit sein Weiterbestehen gesichert ist, dann aber auch, damit er diesen vielen armen berufslosen Frauen Hilfe bringen oder doch ihr Los erleichtern kann. Wenn uns früher wohlhabende Frauen erzählten, daß sie in kalten Stuben sitzen, daß sie keine ausreichenden Mahlzeiten haben, trotzdem sie doch verdienen, wie muß es erst denjenigen gehen, die nicht imstande sind zu arbeiten?

Wir hoffen, daß recht viele bereit sein werden, ihr Scherflein beizutragen. Wir wissen genau, daß wir nicht alle retten können, wir wissen sogar, daß manchem die Hilfe wie ein Tropfen auf einen heißen Stein vorkommen wird. Aber wir dürfen doch auf zwei Tatsachen aufmerksam machen. Erstens einmal, daß trotz der ungeheuren Teuerung in Deutschland doch das Schweizergeld dort viel weiter reicht als bei uns, zweitens aber auch darauf, daß jedes Leben, das wir retten, doch ein Menschenleben ist und einen Kulturwert darstellt. Wenn wir das intellektuelle Deutschland sterben lassen, so geht Unschätzbares verloren und es herrschen jene ungehemmt, die unserer Sache nur schaden. Wir haben, das dürfen wir offen gestehen, unendlich viele Anregungen aus Deutschland empfangen, wir nennen nur Namen wie Helene Lange, Gertrud Bäumer und Alice Salomon, wir wollen nun eine Dankesschuld abtragen und ihnen eine helfende Hand reichen.

Zum Schlusse dürfen wir vielleicht auch noch einmal ein Wort einlegen für die deutschen Frauenzeitschriften, die in ihrem Bestande bedroht sind.

Es geht uns Schweizern trotz allen Nöten, die auch wir haben, im Verhältnis zu den andern doch so unverdient gut. Und wir feiern heute Weihnachten, das Fest der Liebe! Schenken wir nicht nur unsern Lieben etwas, unsern Nächsten, die zudem oft nicht wissen, was sie sich wünschen sollen, sondern gedenken wir auch derer, die wirklich jetzt in Finsternissen und Todesschatten sitzen und denen wir ein Weihnachtslichtlein anstecken können, wenn es auch erst nach dem Feste kommt.

Georgine Gerhard, Elisabeth Vischer-Alioth, Elisabeth Zellweger, Basel. Emma Porret, Neuenburg. Dr. Emma Graf, Dr. Annie Leuch, Julie Merz, Elisabeth Rothen, Frl. B. Trüssel, Frau Walthard-Bertsch, Frl. Schnyder, Bern. Elisa Strub, Interlaken. Frau Prof. Bachmann, Frau Hauser-Hauser, Frau Dr. Schwyzer, Frau Ständerat Winiger, Luzern, Dr. H. Bleuler-Waser, Emmi Bloch, Maria

Feuilleton.

Weihnachtsvisite.

Von Regina Ullmann. *)

Ueber dem Erdbeergarten im ersten Stockwerk arbeitete ein Beamter, der früher Setzer gewesen war. Voll Ernst erzählte uns das die Mutter. „Er hatte eben so respektvoll zu seiner Arbeit gestanden, daß man sie bewundern mußte, obwohl es dieselben Buchstaben waren und an dieselbe Stelle gesetzt, wie bei andern Setzern auch. Wir wollen ihn einmal besuchen während der Weihnachtsferien." Und das war uns wichtig, und wir nahmen bald darauf feierlich das Briefchen, das uns dort anmelden sollte. Und nicht nur, weil es eine Visite gab, war es uns wichtig. Nein, gerade als einfache, echte Kinder durchschauten wir in unserm Gemüt den Sinn, den dieser Einblick uns versprach mit der Klarheit und Treue, die darin verborgen lag.

Schon, daß der Mann auf einer andern Seite des Hügels wohnte, daß er den Mut besaß, zu einem eigenen Atem, zwischen Neuerstandenem und immer noch sich Verwandelndem, das erstaunte uns und gab uns eine geradere, aufmerksamere Haltung, als wir in sein Haus traten.

Er begrüßte uns selbst. Er kam uns genau so fest und rasch entgegen, wie wir es vorgefühlt hatten. Die Frau kam. Die Kinder standen noch wartend in den Türen des geräumigen Korridors, bis sie gerufen wurden. „Das ist unser Haus," sagten sie ganz zierlich, „und das hier ist Gretchen." Es wurden unsere Mäntel abgenommen. Und dann kam der kleine feierliche Gang zur Weihnachtsstube. Aber was war das auch für eine Stube! Wir wären wieder zurückgetreten, wären wir allein gewesen. Es sang ein Vogel darin, so geheim und gitterig, als säße er frei in den Aesten. Und die Minuten rannen, obgleich mit uns etwas Fremdes, Beschauendes in den Raum kam, reif und klar weiter und nehten, was nicht vergessen sein sollte und abgedorrt wäre. Und die Feierlichkeit begann auch da, unbeirrt wo sie sonst immer begann, an dem kleinen Nähtisch, wie in Person, ganz beschieden und unscheinbar. Sie versand da, weil Sonntag war und es keine Arbeit gab, hundert und aberhundert Sonnenringe miteinander und löste sie wieder. Dann aber kam der Tisch daran und hielt um seinen Duft an. Die Honigkuchen und Zimtsterne, die vielen Arten von Butterplätzchen waren sämtlich bereit, sich füreinander auszutauschen und ganz und gar verschenken zu lassen, wenn es schicklich wäre. Einstweilen nahmen sie noch zu an Milde und Kunstgriffigkeit und glaubten, das käme allein von dem Weihnachtsbaum her. Der aber auch hatte sein Kunst behalten, das von der Sonne selber ausgemessene, und war ganz Wald- und ganz Weihnachtsbaum. Doch weiß ich nicht mehr, womit er geschmückt war. Er hat mir nur gefallen. Ich weiß auch nichts mehr von den Gaben, die auf der weiß- und blaugestickten Decke lagen. Aber sie mögen von großer Sorgfalt gewesen sein, von der Sorgfalt der dreihundertfünfundsechzig Tage des Jahres. Als man sich sattsam getan an Schauen und Verkosten, begann ein kleines Weihnachtslied, wie ein in Moos gestelltes Krippchen. Und mit solcher Freude sangen die beiden Kinder der himmlischen Botschaft, in der Stimme ihrer Eltern, das Lied, daß man bald horchen, bald lächeln mußte. Es waren auch Geschenke, diese von den Kindern ineinander verschlungenen Weisen, und man saß sie aus ihrem Munde, wie eine sich aufschwingende Verkündigung.

Dann bat man uns in den Wohnraum; da fiel mir eine Puppenwiege auf. Aber der Knabe hatte einen Atlas ausgebreitet, da konnte man die ganze Welt sehen; wie plötzlich das Land seine Zunge ins Meer streckte. Der Knabe schweifte mit einem frohen Blick da hinein. Verständnis ist Liebe. Es verdankt nichts sich selber, obgleich es selber so ganz in Person gegenwärtig ist; es reibt organisch nur an und an. Und was es auch beginnt und vollendet, in allem ist es leiblich und geistig aufgenommen. Da flöß man nicht an solche Vorsprünge eines Wesens. Darum war auch der Atlas wirklich ein Geschenk. Aber er wurde zusammengefaltet und weggelegt. Die Tassen kamen und die hohe Kaffeekanne und die kristallene Zuckerdose, und noch einmal auf andere Weise Weihnachten. Der „Niedl", wie sie die Schlagsahne nannten, war recht verlockend, aber doch offiziell feierlich. Wer hätte nicht gern die guten Gaben einmal im Jahre zu Gaste gebeten, auf blumigem Damast! Und mit solchem Anstand, mit einem so gesitteten Abstand, daß das silberne Löffelchen gleichsam eine kleine Vernetzung bekam, ehe man es zum Genusse anhob. Und das Gespräch darüber hin, überzeugt von der Gutheit, der Gediegenheit alles Mitteilbaren und der Gegebenheit der Person selber. Das war dieselbe Ehrfurcht wie über dem Sehertische. Das konnte ein Kind verstehen. Klar war es wie Wasser, schmiegsam und ohne fremden Beigeschmack, aber auch hart und stetig wie das Wasser, das die noch härteren Steine feilt. Wohl hatte ein Kind selten eine Frage einzuschalten, aber das Ohr war in gesprächiger Teilnahme.

Schließlich erhob man sich und betrachtete den blühenden Barbarazweig am Fenster. Es war so recht nach Winterart, diese winzigen rosa Blüten mit den spitzen Zeltenblättchen treibend zu machen. Und die Hyazinthen, die mit ihren weißen Wurzeln wie mit Flammen ins Wasser schossen. Fern waren sie wegen ihres harten Duftes gestellt worden. Aber noch ferner zogen sie selbst. All ihre Hyazinthenkunst drang durch die Fensterritzen und Spalten hinaus. Man war ganz betroffen. Es blieb nur die Blume. Es war aber auch draußen ein Abend nach Blumenart, und allmählich hatte das Zimmer selbst eine völlig ferne Richtung bekommen. Noch nicht lange her, war es doch in der Mitte gewesen bei dem „Niedl" und

*) Regina Ullmann ist eine geborene St. Galerin und hat ihre ersten Schritte ins literarische Leben an der Hand Rainer Maria Rilkes getan, der ihren ersten Band „Von der Erde des Lebens" mit seinen Worten geleitete. Rilke hat vor etwa zwei Jahren in St. Gallen vorgetragen und bei dieser Gelegenheit seinen Zuhörern auch von Regina Ullmann erzählt: „Sie ist eine große Dichterin!" Und im Novemberheft von Wissen und Leben sagt Waldemar Folles von ihr, sie trete das Erbe Ricarda Huchs an: „Ein Mensch, von Gott berufen, durch die Oberfläche der Dinge die Verzauberung des Daseins zu erkennen." Wir freuen uns, durch die Erlaubnis des Verlages die obenstehende Erzählung aus dem Bande „Die Landstraße" abzudrucken, unsere Leserinnen mit der erlesenen Kunst Regina Ullmanns bekannt zu machen. D. Red.

Fierz, Sophie Glättli, Klara Honegger, Martha). Meyenburg, Zürich. Margrit Ammann, H. Bridler-Streuli, A. Bühler-Kohler, El. Studer-). Gourvoens, Lisa Weber, Winterthur. Helene David, Dr. Frida Imboden-Kaiser, E. Mettler-Specker, M. Schmidt-Stamm, Clara Wild-Gsell, Laura Wohnlich, St. Gallen. Frau Dr. Amsler, Regina Kägi-Fuchsmann, Emma Peyer, Fr. Pfr. Stuckert, Frau Dr. Waldmann, Schaffhausen. Frau Denoth-Christoffel, Eva Nadig, Frau Dr. von Sprecher-Pestalozzi, Frau Prof. Tanner, Chur. Marie Beeli, Fr. Pfr. Hirzel, Davos.

Gaben und Anmeldungen für Gäste nehmen mit Dank entgegen:

In Basel: Frl. E. Zellweger, Augensteinerstraße 16.
Neuenburg: Frl. E. Porret, Hôpital 3.
Bern: Frau Dr. Merz, Depotstr. 14.
Interlaken: Frl. Elisa Strub, Gartenstr. 19.
Luzern: Frau Dr. Schwyzer, Kastanienbaum.
Zürich: Frauenzentrale Talstr. 18.
Winterthur: Frl. Lisa Weber, Frauenzentrale, Metzgasse 2.
St. Gallen: Frau E. Mettler-Specker, Winkelriedstraße 38.
Schaffhausen: Frau Dr. Amsler, Rheinbühl.
Chur: Frau Denoth-Christoffel, St. Martinapotheke.
Davos: Frl. Marie Beeli, Haus Belfort, Davos-Platz;
sowie die Redaktion des Schweiz. Frauenblattes: Frau Helene David, Tellstraße 19, St. Gallen, Postcheckkonto: Schweiz. Frauenbl. Deutsche Frauenspende, St. Gallen IX 3363.

—0—

Die 3. Woche der Bundesversammlung.

Bern, 21. Dez. 1922.

Als der Nationalrat am letzten Montag wieder zusammentrat, da geschah es bei vielen Mitgliedern gewiß nicht ohne ein leises Bangen. Auf der Tagesordnung stand ein Traktandum, das wohl geeignet war, schlimme Befürchtungen rege zu machen und eine hitzige, aufpeitschende Debatte hervorzurufen. Es war dies der **Bericht von General Wille** über den Aktivdienst in den Jahren 1914—1918. Wie oft tönte der Name des Generals während der Kriegsjahre aus wilden Wortgefechten heraus, wie oft war er die Zielscheibe schärfster Kritik! Ja, wir erinnern uns an den Tag, da der Ruf nach Absetzung des Generals im Wartsaal erklang! — Damals verwies man Kritiker und Gegner auf die Zeit nach dem Kriege, auf den Zeitpunkt, da der Bericht des Generals vorliegen werde; da werde sich jedem Gelegenheit bieten, vorzubringen, was ihm auf der Seele laste. — Und nun war der Tag der Aussprache gekommen. Auf jedem Nationalratspult lag der dicke Bericht des Generals! Die gefürchtete Debatte aber blieb aus. Rein sachlich wurde referiert und diskutiert. Da sah man wieder einmal, wie gut es ist, wenn man die einigende Kraft der Zeit wirken läßt. Vier Jahre sind vergangen, seit der General vom Schauplatz abtrat; das hat genügt, um die Wogen der Leidenschaften zu glätten und eine ruhige und würdige Behandlung zu ermöglichen. Wohltuend wirkten schon die gemäßigten Referate der Herren Lohner und Bonhote. Es wurde dann in der allgemeinen Aussprache viel weniger das berührt, was vergangen ist, als das, was in Zukunft geschehen sollte. Den Niederschlag bildete ein Postulat, das den Bundesrat einladet, zu prüfen, ob nicht die Vorschriften über die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen dem General und der bürgerlichen Regierung genauer zu fassen seien. War es doch gerade die Kompetenzenfrage, die so oft zu Reibungen in den Ratssälen Anlaß bot. Bundesrat Scheurer und auch mehrere andere Redner stellten General Wille das Zeugnis aus, daß er sich stets bemüht habe, in Kompetenzkonflikten eine gütliche Vereinbarung mit dem Bundesrat zu suchen. Etwas überraschend wirkte der Antrag eines Vertreters der welschen Schweiz, des Herrn Micheli, es möchte festgelegt werden, daß der General nicht mehr von der Bundesversammlung, sondern vom Bundesrat zu wählen sei. Bis dahin waren es stets unsere welschen Vertreter, die eifersüchtig über die Rechte des Parlaments wachten. Der Antrag wurde mit großem Mehr abgelehnt, nachdem sich Herr Forrer von St. Gallen energisch dagegen erklärt hatte. Einige Anregungen zur Sache wurden dem Bundesrat zur Prüfung überwiesen. Unerwartet rasch, in nicht ganz zwei Sitzungen, war der gefährliche Bericht erledigt! —

Die Teuerungszulagen für das Bundespersonal boten wiederum Anlaß zu lebhaften Meinungsverschiedenheiten. Es trat dabei ein ausgesprochener Antagonismus zwischen Personal- und Bauernvertretung zutage. Den einen möchte man etwas mehr Zurückhaltung, den andern etwas mehr Verständnis für die Lage des untern Beamtenstandes wünschen, der keineswegs auf Rosen gebettet ist, obschon er an der Bundeskrippe steht. Die Teuerungszulagen wurden schließlich ohne jede Abänderung gemäß dem Antrag des Bundesrates beschlossen.

Das interessanteste Traktandum dieser dritten und letzten Sessionswoche kam im **Ständerat** heute zur Behandlung, nämlich die Vorlage über die **finanzielle Beteiligung der Schweiz an der Wiederaufrichtung Oesterreichs.** Es ist bekannt, daß der Völkerbundsrat im Laufe dieses Jahres von der Völkerbundsversammlung den Auftrag erhielt, unter Mitwirkung hervorragender Finanzleute ein Wiederaufrichtungsprojekt für Oesterreich aufzustellen. Als Vertreter der Schweiz leistete Hr. Alfred Sarasin, Präsident der Schweizerischen Bankervereinigung in Basel, dabei wertvolle Dienste. Neben andern interessierten Staaten ist der Schweiz in dem Plan auch eine Rolle zugedacht; sie besteht darin, daß unser Land an dem 520 Millionen Goldkronen erfordernden Hilfswerk für den östlichen Nachbarstaat mit einem Gesamtbetrag von 20 Millionen Goldkronen teilnehmen soll. Mit Botschaft vom 1. Dezember ersucht der Bundesrat die Bundesversammlung um die Ermächtigung, dies tun zu dürfen. Der Ständerat erhielt die Priorität für die Beratung der Angelegenheit.

Es sind kaum zwei Jahre her, seit die erste Hilfsaktion im Rate der schweizerischen Senatoren einige Erregung hervorrief. Damals, als es sich um eine Kredithilfe mit einer Summe von höchstens 25 Millionen Franken handelte, wurde energisch betont, daß diese Aktion eine einmalige bleiben müsse. Es war somit keine erfreuliche Sache für den Kommissionspräsidenten Hr. Baumann, schon wieder mit einem Hilfsgesuch für Oesterreich vor den Rat zu treten. Er entledigte sich aber seiner Aufgabe in der geschickten und überzeugenden Weise, die man an ihm gewöhnt ist. Nach seiner Meinung verpflichtet die Mitgliedschaft im Völkerbund die Schweiz keineswegs zur Mitwirkung bei der Hilfsaktion; sie ist durchaus frei, mitzutun oder nicht. Allein es sprechen so viele humanitäre, wirtschaftliche und vor allem auch politische Gründe für die Beteiligung, daß ein Beiseitestehen nicht ratsam wäre. Wenn in Oesterreich der Zusammenbruch zur Anarchie führt, so kann uns das nicht gleichgültig sein. Von politischer Bedeutung ist es für unser Land, daß alle seine vier Nachbarstaaten erhalten bleiben, daß nicht einer von ihnen untergeht zugunsten eines dritten, der für die Schweiz unangenehm mächtig werden könnte. Im Namen der Kommissionsmehrheit empfahl Herr Baumann dem Rate, den Vorschlag des Bundesrates anzunehmen und auch zu dieser neuen Aktion für Oesterreich Hand zu bieten.

Die Minderheit der Kommission bildete einzig und allein Herr Ochsner von Schwyz, der schon öfters durch seine selbständige, originelle Auffassung überraschte. Er nahm den Standpunkt ein, daß auch diese großzügige Hilfeleistung Oesterreich nicht zu retten vermöge. Wenn auch die Regierung bereit ist, das Sparsystem in der Staatsverwaltung durchzuführen, das als Vorbedingung für die Hilfe von ihr verlangt wird, das österreichische Volk wird dabei doch nicht mitmachen! Es besitzt zwar Lebenswillen, aber nicht den Arbeitswillen, der Rettung bedeutete. Der Vertrag von St. Germain hat Oesterreich zum wirtschaftlichen Absterben verurteilt. Herr Ochsner erblickte seine Pflicht darin, dem Rate Ablehnung der Hilfsaktion zu beantragen. „Wir dürfen uns vom idealistischen Schwung gewisser Politiker nicht fortreißen lassen.“ Bei diesen Worten schlug sich Bundesrat Motta lächelnd an die Brust. — Herr Huber nahm den Faden der Debatte beim Vertrag von St. Germain wieder auf. Nur eine Revision des Vertrages gewährleistet nach seiner Meinung sichere Rettung. Der sonst so stille, ruhige Urner wurde geradezu leidenschaftlich erregt und verlangte mit aller Kraft, daß die Schweiz sich beim Völkerbund einsetze, damit die notleidenden Nachbarstaaten die wirtschaftlichen und politischen Vorbedingungen für ihre Existenz zurückgegeben werden. In einer hinreißenden Rede trat Bundesrat Motta für das Hilfswerk ein; klug umschiffte er dabei die Klippe des Vertrages von St. Germain. Dafür bekämpfte er alle Einwände, die von Herrn Ochsner im Ratssaal und von andern Gegnern des Projektes außerhalb desselben erhoben wurden. Er schloß mit dem Appell an die Räte: „Meine Herren, wenn Sie dem Bundesrate zustimmen, dann betreiben Sie eine Politik des Großmutes und der Weitsichtigkeit.“

Ein Ordnungsantrag, die Abstimmung über die Vorlage erst in der Januarsession vorzunehmen, und auf diese Weise einen gewissen Druck auf die Reparationskommission auszuüben, damit sie sich im Hinblick auf die deutschen Lebensversicherungen der Schweiz gunstvoll erweise, erschien wohl Vielen allzu ausgeklügelt; er vereinigte nur 10 Stimmen auf sich. Mit allen gegen die eine Stimme des Herrn Ochsner wurde sodann dem Bundesrat die Ermächtigung erteilt, mit 20 Millionen Goldkronen am Hilfswerk für Oesterreich mitzutun.

Beide Räte erledigten in dieser Woche vollständig den **Voranschlag des Bundes pro 1923** und das **Bundesgesetz über die Reorganisation der Bundesbahnen;** bestehende Differenzen wurden mit erstaunlicher Milde und viel Entgegenkommen von beiden Seiten rasch ausgeglichen.

F. Merz.

—0—

Ausland.

Lloyd George antwortet Poincaré.

(nn. 21./22. XII. 22.) Wir haben vor 8 Tagen die Antwort des zu den Journalisten zurückgekehrten Lloyd George auf Clémenceaus Reden in Amerika erwähnt und das prompte démenti Poincarés: „Il n'y a jamais eu en France un gouvernement, ni un ministre, ni même un sénateur ou un député qui ait songé à annexer des populations allemandes“. Seitdem hat Lloyd George auch Poincaré geantwortet. Da die Dinge, um die es sich in diesen Veröffentlichungen in der Presse handelt, seit Jahren Europa, ja die Welt in Atem gehalten und noch halten, so sei uns erlaubt, etwas ausführlich aus der „N. Z. Z.“, resp. Lloyd George zu zitieren: Es zeigt sich, „daß die Warnung, die ich in meinem letzten Aufsatz aussprach, notwendig und zeitgemäß war: Poincaré forderte (in London) die Besetzung des einzigen den Deutschen verbliebenen **Kohlenbeckens** (Ruhr) als Garantie für die **Erfüllung unmöglicher Verpflichtungen.** Weil ich tief überzeugt bin, daß die in diesem Plane verkörperte Politik Unruhen der schwersten Art für Europa und die Welt herbeiführen wird, fühlte ich mich zu dieser Warnung veranlaßt. Ich wußte, daß sie manche entrüstete Mißdeutung veranlassen würde. Daran bin ich gewöhnt. Ich hielt es für meine Pflicht, dies zu riskieren. — Die in meinem letzten Artikel enthaltene Feststellung über das Bestehen einer starken Partei in Frankreich, die den Rhein als die natürliche Grenze dieses Landes betrachtet, hat einen Sturm der Verneinung, Ableugnung und Entrüstung (franz. Presse) hervorgerufen. Sie wird als böswillige Erfindung hingestellt. Einige sind über die Unverschämtheit der Verleumdung empört: Wo ist diese Partei? Frankreich weiß nichts davon. Ist es nicht ein dem Gehirn eines Feindes Frankreichs entsprungenes Ungeheuer? — Nun, Ableugnungen haben ihren Wert, namentlich wenn sie von Männern großer Autorität kommen, und ich werde die Beschimpfungen mit der Ruhe ertragen, an die jeder gewöhnt sein sollte, der ein Politiker und dabei doch zufrieden sein möchte.“ . . . Und nun zitiert Lloyd George, wohl aus amtlichen Quellen:

„Es gab in Frankreich eine starke Partei, die Clemenceau zu der Forderung drängte, daß der Rhein als die natürliche Grenze zu betrachten und die überwältigende Niederlage Deutschlands zur Ausdehnung der französischen Grenze an die Ufer dieses Schicksalsflusses auszunützen sei. Die gemäßigteste Form dieser Forderung war, daß die deutschen Provinzen am linken Rheinufer unter französischer Okkupation bleiben sollten, bis der Friedensvertrag erfüllt sein würde. Das bedeutete eine Frist ohne Ende. Die Reparationen allein würden bei einer geschickten Handhabung durch das französische Ministerium des Äußern die Möglichkeit abschneiden, daß man jemals die Vertragserfüllung feststellen könnte.“

Später kommt Lloyd George auf eine andere Form zu sprechen, wie Frankreich bis an den Rhein auszudehnen sei: „Man wird natürlich sagen, daß zwar Deutschlands Grenzen am Rhein liegen, die Provinzen links des Rheines jedoch nicht annektiert, sondern zu einer „**unabhängigen Republik**“ konstituiert werden sollen. — Was für eine Republik und was für eine Unabhängigkeit! Alle deutschen Offiziere sollten ausgewiesen, das Gebiet durch besondere Vorkehrungen vom Wirtschaftsleben Deutschlands abgeschnitten werden, von dem seine Existenz fast gänzlich abhängt. Es sollte nicht die Erlaubnis haben, sich mit dem deutschen Vaterlande zu assoziieren. Der Rhein wäre von französischen Truppen besetzt, das Gebiet von fremden Truppen okkupiert, die jungen Leute würden militärisch ausgebildet zum Anschluß an die französisch-belgische Armee, zum Kampf gegen ihre eigenen Landsleute am andern Rheinufer. Die gesamten Lebensbedingungen der „freien und unabhängigen Republik“ sollten durch ein Uebereinkommen zwischen Frankreich, Belgien und Luxemburg diktiert und nach den Worten Marschall Fochs „am Ende auch England daran beteiligt werden“. Man sagt nun, daß das keine Annexion bedeutete. Was aber bedeutet es denn? Man verschluckt die Auster nicht; man gibt ihr eine unabhängige Existenz, indem man sie von ihrer natürlichen Schale trennt. . . .“

Den **Marschall Foch** zitiert Lloyd George noch mehrfach. Wir bringen nur weniges:

„Um die nach Westen gerichteten Unternehmungen dieses (des deutschen) Volkes aufzuhalten, das ewig kriegerisch und nach den Gütern anderer Leute begierig ist; das sich erst kürzlich gedildet hat und ohne Rücksicht auf jedes Recht und jedem Gesetze hohnsprechend zu gewaltsamen Eroberungen drängt und stets nach der Weltherrschaft strebt, hat die Natur **nur eine Schranke geschaffen, den Rhein.** Die Schranke muß Deutschland aufgezwungen werden. Von jetzt an wird der Rhein die Westgrenze der deutschen Völker bilden.“ (Aus einer Denkschrift an Clémenceau.) Wir schließen an: Minister Tardieus (Kabinett Clémenceau) an die Friedenskonferenz gerichtete Forderung: „Deutschland verzichtet auf alle Souveränitätsrechte, sowohl wie auf eine Zollvereinigung mit den am linken Rheinufer gelegenen Gebieten des ehemaligen deutschen Reiches.“

Lloyd George sagt von Marschall Foch: Er ist ja kein Staatsmann und will keiner sein; aber er ist der große Soldat, der durch sein Genie das Volk zum Siege geführt. Er saß 1919 „am Tische der vollen öffentlichen Gunst“. . . . „Und er besaß auch Eigenschaften, die nicht immer mit dem Generalsrang verbunden sind: Er war ein klarer, machtvoller und *malerischer Redner. Man lauschte ihm um* seiner selbst, um des Inhaltes seiner Reden und um ihres Aufbaues willen. Sein Wort wurde mit einer Achtung aufgenommen, wie sie kein anderer Mann in Frankreich beanspruchen konnte.“ — Endlich verrät uns Lloyd George noch, daß es der Marschall „mit seiner mächtigen Gefolgschaft“ war, der 1920 Clémenceaus Niederlage bei der Präsidentenwahl herbeigeführt, weil der Ministerpräsident unter dem Drucke der Alliierten von seiner Rheinpolitik abgewichen war. „Ohne Fochs Intervention wäre Clémenceau heute Präsident von Frankreich.“ . . . „Aber die Rheinpartei vergab niemals.“

Das wäre ja nun genug zur Aufklärung über den Wert von Poincarés démenti u. a. Doch zum Abschluß noch dies: Lloyd George sagt von der Friedenskonferenz in Paris: „Wochen und Monate hindurch war der Rhein der Hintergrund aller Manöver. Ob es sich um den Völkerbund, die deutsche Flotte oder den Status Fiumes handelte, immer wußten wir, daß der wirkliche Kampf um den Rhein ging. Wie viel würde Frankreich verlangen, wie viel die Alliierten zugestehen? Während der ganzen Verhandlung bestand ein unterbewußter Konflikt um den Rhein, auch wenn der geringste Gegenstand zur Beratung stand.“ — „Ceterum censeo, Cartaginem esse delendam.“ Hier: Eins ist not: Frankreich muß an den Rhein!

---

bei der Torte . . . Man sah ganz bekrembet zurück. Gedecke waren nicht mehr darauf. Eine brave kleine Jardiniere stand auf dem Tisch. Eine Tür öffnete sich leise, und die Gesangstimme des Knaben sagte einladend: „Vater, die Laterna magica ist bereit.“ Oh, für Kinder, alles war hier für Kinder. Wir sprangen herzu und setzten dankbar uns bereit in dem geräumigen Hausflur. Das hatten wir ihm doch nicht angesehen, als wir eingetreten waren. „Kinder, ferner müßt ihr noch rücken,“ sagte der Mann und hob sein Gretchen mitsamt dem Stuhl in den noch dunkleren Hintergrund. Und dann begann das Geräusch der langsam sich schiebenden Glasplatten. Und wir waren innen im Sinn der Bilder und der Farben. Unsere eigenen Bewegungen wurden stoßweise eckig und kühn oder furchtsam sich zurückziehend. Das Rot war da wie in der heißen Sonne gehend, an der Hand der Mutter, mit geschlossenen Augen. Rot war auch die fernste, äußerste Kälte: der Mond ward da zur Sonne. Die Sonne selber aber hatte keine Macht mehr. Blau war das Wasser. Und gelb seit allen Zeiten her der tausendfache Löwenzahn. Er war das Wappen dieser Farbe. Ein Mühlrad fing sich zu bewegen an. Ein Hammer schlug auf seinen Amboß. Jahreszeiten kamen wie aus den Büchern hervor mit Elfen und mit Zwergen. Ein Sommer türmte sich auf wankenden Wagen zurück, auf den konnte man viel Vertrauen haben. Ein Winter war da. Die Kinder fuhren auf Schlitten in das Weiß der Leinwand hinein und verschwanden. Es war merkwürdig, beinahe zum Bangen.

Es hatte nicht länger gedauert, als einem Sonntagsgast im Stadtpark, unten, sein Gläschen Likör, und einem Abstinenzler in dem großen Turnsaal seine treuherzige Predigt. Wir standen auf, um vieles bereichert und um etwas verkürzt, wie immer, wenn etwas so plötzlich zu Ende ist. Es war eben eine ganz neue Laterna magica, die noch nicht so viele Platten hatte. Möglich war auch, daß man, mit seinen Sinnen beschäftigt, gar nicht alles hatte behalten könne. Und da wir so an den Ausgang des schönen Nachmittags gelangt waren, gab sich von selber das Auseinandergehen. Zwei „Rosinenfrauen“ wurden noch aus dem Weihnachtszimmer gebracht und sollten mit auf den Heimweg gehen. Und die Mäntel wurden herbeigeholt und sorgfältig umgelegt wie den eigenen Kindern. Man nahm Abschied von allen und von jedem, beinah ein wenig wehmütig. Dann schloß sich die Türe. Dann war man auf der Treppe, dann im Schnee auf der Straße. Eine Strecke weit noch kommen die vier Gesichter mit . .

Wie hat uns doch die Freude ausgestattet, hat uns Gehör, Gesicht, Geschmack verliehen, wahrlich, einfache Dinge, simples, pures Leben, einen Weg gehend, den es ohnedies gehen muß. Und doch ist es wie ein Blütenbaum, oder wie überschneite Winterzweige, oder wie die nackten Konturen des Spätherbstes. Es macht mit uns, was es will, wahrlich vielerlei . . .

Das dritte Reich.

Sinnsprüche von Emanuel von Bodman.

Jesus.

1. Das Leben.

Jesus hat wahr gelebt,
Dem Kreuz nicht widerstrebt.
Jesus ging immer klar,
Bevor ein Jesus war.
Jesus in uns trägt stumm
Sein tiefes Heiligtum
Und wird lebendig sein,
Wo Menschen sich befrein.

2. Das Bild der Passi
Der Blick auf Jesu Bild
Macht rein, macht stark und mild!
Das Gottkind in der Brust
Wird seines Wegs bewußt.

3. Die Lehre und wir.

Was je ein Mensch gelehrt,
Hat mich nie lang beschwert,
Stand's mir nicht zu Gesicht.
Ich fühle selbst das Licht,
Ich nahm nur immer auf,
Was meinem Sonnenlauf
Quellkraft und Weihe gab,
Was fremd blieb, das fiel ab.

Du sollst!

„Du sollst!“ ist fremd Gebot,
Bringt dich in Zwist und Not.
Behorche deine Brust:
Tu willig, was du mußt!

Das Kreuz.

Ein jeder, der sich schenkt,
Wird an das Kreuz gehängt
Und darf vom Grab erstehn
Und mit den Jüngern gehn.

Vor Gott.

Mir tut nicht Christus not,
Nicht Buddha und sein Tod,
Kein Philosoph, Prophet,
Sagt deutlicher, wo's steht,
Als meine nackte Hand.
Schau ich sie unverwandt
Tritt in mich ein der Geist,
Der Gottes Spuren weist.
Dann ist mir, wer Gott sah,
In Freundschaft liebreich nah.

Mein Ideal.

In meinem Innern quillt
Aus Gott mein reines Bild.
Drum werd ich Gott zu Recht
Nicht andern Bildes Knecht.

Das Licht der Wahrhe
Neu ist die Wahrheit nicht.
Bemäkelt nie ihr Licht!
Wär' immer neu der Schein,
Wie könnt' sie ewig sein?

Im dritten Reich
Nichts ist im Reiche mein;
Was mein ist, ist auch dein.
Gedanken hier im Hirn
Denkt heut noch andre Stirn
Tief wird in meinem Sinn
Nur mein, so lang ich bin,
Was ich in mir erlebt,
Was mir von Herzen strebt.
Und schenk' ich davon her,
Strömt voller nur dies Meer!
Du, hörst du heilig zu,
Bist ich, und ich bin du.

Das dritte Reich.

Nie kommt's, das dritte Reich,
Ersehnt's den Blick auch weich.
Die Tür steht auf, tritt ein,
Du kannst sein Ritter sein!

Lloyd George schließt: „Um die Freundschaft Frankreichs zu erhalten, habe ich mehrmals französischen Ansprüchen nachgegeben und bin dadurch des öftern in Gegensatz zur öffentlichen Meinung meines Landes geraten. Aber ich kann nicht so weit gehen, eine Politik zu billigen, welche den Frieden der Welt gefährdet."

In Lausanne

hämmern sie noch an denselben Blöcken herum: **Meerengen, Minderheitenschutz.** Der Widerspruch der Russen gegen das vorgeschlagene Meerengenabkommen gibt sich als unüberwindlich; die Türkei, echt orientalisch, legt sich aufs markten und trölen. Beide möchten immer wieder vorne anfangen. Es ging in den letzten Tagen einige Male hart auf hart, und Lord Curzon, als Präsident, kam so weit, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen: daß er es satt habe. Neuestens hat er den Türken gewonnen, daß er an den **Völkerbund** glauben, ihm selber beitreten und ihm die Kontrolle im Minderheitenschutz anvertrauen wolle. Wenn es wahr ist und bleibt. — Die Konferenz hofft, bis 15. Januar fertig zu werden. Dann werden die Aepfel zu „lesen" sein.

Wie eine Sensation

ging es vor einigen Tagen durch die Zeitungen: **Amerika will helfen;** in das Chaos Europas soll Ordnung kommen. Wie? Ungefähr so, hieß es: Amerika will Deutschland Kredit geben, Anleihen gewähren, daß es seine Valuta festigen, Mut und Vertrauen fassen, u. dann auch, nach seinen Kräften, Reparationen zahlen könne. Bedingung dazu: Unparteiische Ermittlung durch eine internationale Konferenz oder Kommission, was Deutschland wirklich leisten könne, und dann entsprechende Normierung seiner Verpflichtungen. Und dann müsse ein Ende sein mit Sanktionenspuck dort, mit häßlichen Dumping- und Konkursiten-Manövern hier, auf daß die Welt den Weg zu Frieden, Vernunft und Gesundheit wieder finde. — So ungefähr die Botschaft. Wird man sie glauben dürfen? Es ist Menschen- wie Kinderart, in der Freude zu jubeln, mit der Hoffnung etwa zu hoch zu fliegen. In Deutschland ist es diesmal nicht der Fall. Not, Enttäuschungen, Hunger machen vorsichtig und matt. Aber ob auch matt und leise, wagt man doch zu hoffen und wartet. Frankreich scheint skeptisch. Der „Temps" ging sogar zur Abwehr über. Die Sache scheine nur zu Deutschlands Gunsten gemeint zu sein. — Amerika geht ohne Zweifel nicht von rein nur idealem Hülfswillen aus. Seine Farmer können die Frucht ihrer Arbeit, den Weizen, nicht mehr verkaufen, weil die weiten Gebiete Mitteleuropas keine Kaufkraft mehr haben. In Deutschland, wie in Oesterreich, hungern sie nun, weil sie das Brot nicht mehr erschwingen können. So sind die Völker auf einander angewiesen, selbst über die Weltmeere her und hin (wie viel mhr die Nachbarn!). Wenn sie es doch endlich alle einsehen und darnach tun wollten.

Washington hat übrigens noch nicht gesprochen, hat die Zeitungskunde nicht bejaht, noch verneint. Die Regierung will wohl der öffentlichen Meinung Gelegenheit und Zeit geben, Stellung zu nehmen. Denn ohne die Zustimmung der Allgemeinheit kann Uncle Sam nichts tun. Hoffen wir indessen, daß wenigstens diese Weihnachtsbotschaft sich irgendwie erfüllen werde!

In Warschau

ist am 16. dies bei der Eröffnung der Kunstausstellung der eben erst gewählte Staatspräsident Narutowicz erschossen worden. Die Vorgänge bei der Wahl und dem Morde selber erinnern an politische Methoden und Allüren in schlimmern Zeiten der Geschichte Polens.

—0—

Unsere Schweiz und der Weltfriede.

Ein Nachwort.

Daß unsere scheinbar so kühle Schweizerart sich über Unrecht und Leid des Krieges so voll Empörung saugen könnte, wie die Antworten auf meinen Artikel mir verrieten, freut mich. Da die Gipfel, denen diese Entladungen natürlich zustreben müßten: die Kriegsurheber nämlich, leider für unsere Angriffe unerreichbar sind, so fiel mir diesmal die Rolle des Blitzableiters zu für die angesammelte Elektrizität, von der schon einiges in den Boden abgeleitet werden darf. Daß von den Vielen die ich meiner Meinung weiß, sich wenige zum Worte melden, erklärt sich einmal aus gewissen Unannehmlichkeiten des lebendig Blitzableiterstehens; dann aber auch daraus, daß sie diese Meinung für selbstverständlich halten, so wie sie es vor kurzem war und wieder sein wird. Was das Ziel anbelangt, so stehen wir einander nämlich viel näher, als meine Gegner glauben. Wie lange schon glaube, hoffe, vertraue ich auf die „Vereinigten Staaten Europas", auf die auch ich die Entwicklung der Kultur seit Jahrhunderten hinstreben sehe — ich studierte nämlich auch einmal Geschichte. Nur über das Tempo dieser Entwicklung sind wir verschiedener Meinung und über die Rolle unseres Landes darin. Möchte doch etwas Förderndes geschehen! wünschen wir alle. Was geschehn sollte, weil es nützen würde, wäre die Umstimmung der Völker mit dem größten Heere und der größten Macht- und Rachbegierde. Weil man sich dazu bei uns zu ohnmächtig fühlt, darum eben ist das Verlangen, endlich einmal auf dem Friedensaltar ein Opfer anzuzünden, ins Fieberhafte gewachsen, darum möchte man nun in unserm Schweizerhause anfangen, die Bodenbreiter herauszureißen, um die Friedensflamme lodern zu machen. „Sancta simplicitas! seufzte Johannes Huß, als das fromme Weiblein ihr letztes Scheit zu seinem Holzstoß schleppte. Mutter Helvetia könnte den Spruch wiederholen angesichts des Beginnens ihrer eigenen Kinder. — Wer Opfer bringen will für ein so großes Ziel, bringe sie — wir ehren ihn darum — aber aus eigenem Besitze, eigener Kraft. Die schwer errungene Sicherheit des ganzen Landes aber nach eigenem Gutdünken zu opfern, hat niemand das Recht. Und eben diese Sicherheit tastet an, wer ohne Beweise zwar, aber so suggestiv als immer möglich, dem Volke seine Notwehr als überflüssig, sowieso ungeeignet, veraltet, menschenunwürdig hinstellt. — „Lieber verzichte ich auf das Vaterland als auf den Frieden!" sagte neulich jemand ganz verbissen. Als ob das Vaterland, ausgerechnet das Unsrige, dem Frieden im Wege stünde! Bis jetzt war es doch so, wenn ich mich recht erinnere, daß alle Nachbarn unserer „Friedensinsel" froh waren, die vermitteln und lindern konnte, der es vergönnt ist, friedliches Zusammenleben von Deutsch und Welsch vorzuleben. Wer diese Friedensinsel preisgibt, nimmt der wohl Europa die Waffen aus der Hand? Nein, es liefert ihm einen neuen, bequem gelegenen Kriegsschauplatz. Würde die Selbstüberwindung oder Selbstaufgabe der Schweiz als solche gewertet oder gar nachgeahmt? Ich glaube, viel eher sähe man sie an als Geldersparnis, als faules Sichverlassen auf die garantierte Neutralität, welche der Schweiz eine Sonderstellung einräume, die kein anderer Staat mitmachen könne.

— Es wurde mir vorgehalten, daß ich in der Alkoholfrage auch radikal sei, Opfer verlange. Allerdings, die Rechnung dort ist einfach: Aus dem Alkoholtrinken geht immer wieder der Alkoholismus hervor. Es aufzugeben, ist ein Opfer, das Gewinn bedeutet für den, der es vormacht, für die, die folgen, das Volk, die Menschheit. Aus der schweizerischen Wehrmacht aber ging der Weltkrieg nicht hervor, noch wird je einer hervorgehen — also ist sie nicht der richtige Angriffspunkt für die Friedensfreunde. Für Experimente, und wären sie noch so gut gemeint, ist unser Land zu exponiert, die Situation zu gefährlich (man denke z. B. nur an den drohenden Zusammenbruch des Nachbarlandes, der jeden Augenblick das Chaos zu uns herüber schlagen kann!).

Wer redet denn von Wehrlosmachen? höre ich jenen Einsender fragen, der uns verspricht, „sie alle würden wieder an die Grenze gehen und ich damit!" Wir danken ihm diese Bereitschaft, verstehen aber nicht recht, wie er dann zugleich denen Beifall spendet, die ganz fröhlich und offen bei jeder Gelegenheit sagen, daß es ihnen eben gerade um die Zerstörung unserer Volksarmee zu tun ist, wozu der Zivildienst den Auftakt bilden soll. Ist es nicht etwas naiv, zu verlangen, daß das Schweizervolk Ratschläge für die Einrichtung seiner Armee ausgesehen von Leuten entgegennehme, die dieser Armee eingestandenermaßen aus Leben wollen? Nicht alle Diskussionsteilnehmerinnen gehören dieser Richtung an, sie mögen es sich überlegen, ob es wohl zweckmäßig ist, zugleich der Notwendigkeit unserer Wehrmacht und der Propaganda für Dienstverweigerung das Wort zu reden. — Nicht als Zeugen für Gewalttat habe ich mich auf Christus berufen — sondern ich nannte ihn als einen, der heiligen Boden schützen will gegen fremde Eindringlinge. Heilig aber ist auch mir der Boden meiner Heimat; nicht „materielle persönliche Güter", sondern eben „ein ideelles Weltgut" bedeutet uns dies Land. Aber weh tut es, so etwas noch extra sagen und erklären zu müssen, als verstünde es sich nicht von selber!

Hedwig Bleuler-Waser.

Wir bringen mit dem vorstehenden Nachwort von Frau Dr. Bleuler die Diskussion über die Zivildienstfrage zum Abschluß. Daß es auf beiden Seiten nicht Motive der Macht, sondern der Liebe und des Glaubens waren, die zu der betreffenden Stellungnahme veranlaßten, ist gewiß. Aber wo eine Sache Glaubenssache ist, kann man auch in guten Treuen zweierlei Meinung sein. Immerhin glauben wir, daß die Aussprache doch geklärt hat, in welchen Gemütstiefen die Frage verankert und von welcher Tragweite sie eigentlich ist, mit welcher Friedenssehnsucht sie verbunden und an welche menschliche Unzulänglichkeit sie geknüpft ist. Die Red.

—0—

Eine politische Frauentagung in Oesterreich.

In politisch bewegten Tagen, in der historisch bedeutsamen Zeit, da unser durch die verhängnisvolle Erbschaft eines Großmachtbetriebes belastetes Vaterland sich auf den Zuschnitt eines armen, auf fremde Hilfe angewiesenen Kleinstaates umzustellen versucht, hielt der Bund österreichischer Frauenvereine seine 12. Generalversammlung ab. Wenn auch infolge der erschreckenden wirtschaftlichen Verhältnisse in unserem Lande, die das Reisen fast unmöglich machen, Delegierte aus den Bundesländern nicht nach Wien kommen konnten, — es trafen nur schriftliche Sympathiekundgebungen ein — so gestaltete sich die Tagung doch sehr eindrucksvoll. Der Bund hat nicht, wie in früheren Jahren, das Schwergewicht auf eine die Oeffentlichkeit über das Frauenstreben und den Frauenfortschritt in Oesterreich informierende Heerschau gelegt und auch nicht darauf, daß die Beratung von Arbeitsfragen aneifernde Ausblicke in neue Tätigkeitssphären erschließt. Die Gefahren sehend und erkennend, die für Staat und Volk durch die Ueberspitzung der Parteipolitik gerade jetzt heraufbeschworen werden, da das einträchtige Zusammenwirken aller Kräfte den so mühselig angebahnten Wiederaufbau Oesterreichs ermöglichen soll, fühlte sich der Bund verpflichtet, seine Generalversammlung zu einem Forum für die Kritik der Frauen am Parteileben zu gestalten. Gleichzeitig war es ihm darum zu tun, den Staatsbürgerinnen und Wählerinnen zu zeigen, wie im Interesse der Staatsgesundung und Volksberuhigung gearbeitet werden sollte.

Die Aufgabe war schwierig und delikat. Sie erforderte eine unparteiische, vorurteilslose Ueberprüfung unserer gesamten politischen und wirtschaftlichen Vorgänge, eine gerechte und gewissenhafte Einstellung der Frauen zu bestimmten Themen, die, aus dem Gefüge des öffentlichen Lebens herausgenommen, die Frauen besonders interessieren. Am Samstag, den 18. November, fand nach einer internen Delegiertentagung, in der die Bundesfinanzierung besprochen wurde, eine öffentliche Versammlung unter dem Titel: „Das Parteiwesen und das öffentliche Leben" statt. In logischer Aneinanderreihung wurden drei Gebiete behandelt: „Der Parteigeist in Staats- und Volkswirtschaft" von Maria L. Klausberger, „Haushalt und Familienwohlfahrt" von Fanny Freund-Marcus, und „Die Verdrängung der Frauen aus den Berufen" von Ernestine Fürth. Es würde zu weit führen, auf diese drei ausgezeichneten Referate näher einzugehen. Auch haben sie sich mit spezifischen Erscheinungen des österreichischen Parteitreibens und die dadurch erfolgte Beeinflussung des Lebens in Oesterreich beschäftigt. Doch wird es auch die Frauen anderer Länder interessieren zu erfahren, daß die Abbaureformen, die sich aus den Genfer Protokollen ergeben, eine neue Frauengegnerschaft zeitigen. Der Staat hat sich wohl in anerkennenswerter Weise bemüht, gerechte Tendenzen im Abbauprogramm zum Ausdruck zu bringen. Aber die Männer, die um die eigene Existenz zittern und sich den Lebenskampf so leicht als möglich gestalten wollen, beginnen die alte abgedroschene Melodie „Die Frau gehört ins Haus" in die Oeffentlichkeit zu tragen; dies nach einer Zeit, in der das hohe Lied von der „Bewährung der Frau" bei der so schwierigen Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen und administrativen Funktionen des Staates und der Volkswirtschaft so überzeugungsvoll gesungen wurde. In allen beruflichen und gewerkschaftlichen Organisationen wird mit Feuereifer nicht für die Beachtung der Berufstüchtigkeit gearbeitet, sondern nur für das hohe Ziel: beim Abbau der Beamten und Angestellten in den öffentlichen Aemtern und staatlichen Betrieben, in der privaten Produktion und in der Industrie die Frauen hinauszudrängen. Die österreichischen Frauen, die noch andere Errungenschaften, wie z. B. die Mädchenbildung, insbesondere die gewerbliche Frauenbildung durch die staatlichen Sparmaßnahmen bedroht sehen, gehen einer Aera entgegen, die mehr denn je eine zielbewußte Vertretung der Fraueninteressen erheischen wird.

In der öffentlichen Hauptversammlung vom 19. November hielt die Bundesvorsitzende Frau Hertha Sprung eine Begrüßungsansprache, in der sie die Gefahren parteipolitischer Betrachtungen bei der Lösung staatsbestimmender, zukunftsentscheidender Probleme überaus wirksam auseinandersetzte und dartat, daß die Frauen den brennenden Wunsch haben müssen, in das Chaos der einander bekämpfenden Kräfte Klarheit zu bringen und durch ein organisches Zusammenwirken aller Volksteile eine Einheit zu schaffen, die allein imstande sein wird, alle aufhauenden Gedanken in gestaltende, beglückende Tat umzusetzen. Der Rechenschaftsbericht und die Berichte einiger Bundeskommissionen nahmen in dieser Versammlung einen breiten Raum ein. Als Dringlichkeitsantrag wurde nur ausgebracht, daß der Bund für eine Gleichstellung der Frauen im Pensionsversicherungsgesetz wirken möge, welches Gesetz durch eine kürzlich abgehaltene Enquete vorbereitet wurde, die sich ziemlich gleichgültig über Frauenrechte hinweggesetzt hat.

Den Abschluß der Tagung bildete ein Vortrag der deutschen Reichstagsabgeordneten Frau Dr. Marie Elisabeth Lüders über „Die parlamentarische Verständigungsarbeit der Frauen". In ihrer kristallklaren, stets den Kernpunkt, das Wesenswichtigste treffenden, von einem trockenen Humor durchblitzten Art verstand es die geistig so wunderbar disziplinierte Rednerin die Ideale von der politischen Verständigungsarbeit der Frauen anschaulich zu machen. An einigen drastischen Beispielen, wie z. B. am Gesetz für religiöse Erziehung, am Gesetz, das den Frauen das Richteramt erschließt, und an dem in Vorbereitung befindlichen Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten illustrierte Frau Dr. Lüders die erfolgverbürgende Methode der deutschen Parlamentarierinnen, „vorerst alles Gemeinsame ohne Männer zu besprechen," um dann in den Parteien die Frauenanschauung geltend zu machen. Ueberaus amüsant waren die launigen Zwischenbemerkungen, die manche Taktik der Männer, wie z. B. ihren Hang sich die politischen Sünden der Väter und Großväter vorzuwerfen, ihre auf „Erwägungen" eingestellte Betrachtungsweise, die über das Sondieren die Tat vergißt, trefflich beleuchtete. Als Frau Dr. Lüders in prachtvoll gesteigerter Rede zum Schlusse von der völkerversöhnenden Mission der politisch unbelasteten, um Traditionen unbekümmerteren, von persönlichen Ambitionen freieren Frau sprach, da ging es durch die Versammlung „wie eine Ahnung künft'ger Herrlichkeit, die erst erworben sein muß und erkämpft". Jener Herrlichkeit der vorurteilslosen Zusammenarbeit von Mann und Frau, die das heißersehnte Königreich wahrer Menschlichkeit erstehen lassen soll. Noch müssen die Frauen „rastlos steuern auf ihr Ziel".

Gisela Urban, Wien.

---

ich dazu, ihr Opfer zu sein? Warum habe ich keine sorgfältige Erziehung genossen? Warum hat man mir meinen Mann in den Krieg getrieben? Wie war mein braver Sohn in Sibirien? Warum ist das Kind, das ich unter Schmerzen geboren habe, rhachitisch? Ich soll dankbar sein? Gern. Schenkt mir Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit, Freude, Blumen. Für Haferflocken, Kondensmilch und alte Kleider brauche ich niemandem dankbar zu sein."

Durch diese gute unabhängige Haltung erleichtern einem die Empfänger die Arbeit; das ist aber auch alles, was sie für einen tun können. Viel Schenkfreude kann nicht aufkommen. Nur etwas unerwartetes zu schenken, ist schön. Man braucht sich nur zu erinnern, wie man als Kind verzweifelt war, wenn man ein nützliches Weihnachtsgeschenk erhielt. Ich habe einmal über einen Wintermantel unter dem Tannenbaum acht Tage lang heimliche Tränen vergossen.

Wenn man kann, trägt man deshalb Sorge dafür, daß bei den notwendigen Dingen wenigstens eine nutzlose Kleinigkeit dabei ist. Ein Holzpferdchen bei dem Trikothemd für den Buben, ein Bändchen aus dem Inselverlag bei der Wintersacke für das Mäderl. Am liebsten möchte man zu jedem Paket ein Gedicht machen und einen Schneeglöckchenstrauß mit maigrünen Bändern daran binden, um der Gabe einen wirklichen Wert zu verleihen.

Sehr gut ist es, wenn ein schönes, gutes Mädchen verteilen hilft. Das haben die Menschen gern. Ihr verzeihen sie, daß sie sich zur Mittlerin macht zwischen der Not und einer Gesellschaft, die diese Not durch ganze Schiffsladungen von Munition verursacht hat und dann mit 5 Kilo-Paketen zu lindern sucht.

Zuletzt aber ist es und bleibt es traurig, daß man Flickschusterarbeit machen muß statt seiner Qualitätsarbeit. Und so träumt man vor dem Einschlafen von einer neuen Weltordnung. Dort soll die Parole sein: Recht tun, nicht wohltun!

Ein billiger Volks-Gotthelf.

(Schluß.)

So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Tun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; u. wenn einige Aeußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren, oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es tat es in der Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen und führt Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen, ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit; auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Tun kein anderes Ziel hatte als das schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben: . . Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber steh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei, der andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers."

„Das Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft". — Nicht anders empfindet man das erste Buch, das Gotthelf in die Welt hinaus sandte. Der Bauernspiegel ist eine künstlerische und menschliche Tat von einer solchen Wucht, daß man beim Lesen ganz stille und ganz klein wird, so überzeugend und so kräftig, reiht sich Lebensbild an Lebensbild. Und jedes neue Buch ringt einem neu den einen Gedanken, das eine Wort ab: gewaltig. Gotthelf schildert die Welt des Emmentaler Bauern, aber diese kleine Welt ist nur die Linse, welche den Blick durchläßt auf das ganze Menschenland. Im Emmentaler Bauern schildert Gotthelf den Menschen, den Menschen mit allen Tragödien, die er in der Unvollkommenheit seines Herzens verursacht. Auch Gotthelf hat dem Leben eine Comédie humaine nachgebildet, wie es der große Romancier Balzac getan hat. Auch der schlichte Emmentaler-Pfarrer hat Trägödien der Dummheit, der Härte, des Geizes geschrieben, er hat die Unzulänglichkeiten des Menschen in ihrer ganzen logischen Unerbittlichkeit geschildert. Das sind die Gemälde mit den ungebrochenen Farben. Daneben nimmt es Gotthelf ruhig mit den modernen Psychologen auf, wenn es gilt die seelischen Regungen seines „Ueli" oder des „Vreneli" zu differenzieren; man könnte aus seinem Werk eine Psychologie der Ehe herausschälen, die unserer auf psychologische Erkenntnis so sehr erpichten Zeit alle Ehre machen würde. Ueberhaupt: mehr als einmal kommt einem der selbstgefällige Ausspruch Wagners (Faust) in den Sinn: Und wie wirs denn zuletzt so herrlich weit gebracht! Wenn wir die belletristischen Produkte unserer Zeit mit dem Werke Gotthelfs vergleichen; da fühlt man sich wieder so klein, so stille werden.

Wir müssen uns beinahe zwingen ein Schlußwort zu finden — unter dem Eindruck der Gotthelflektüre stehend, stürmen von allen Seiten Beispiele auf die gleitende Feder ein — Zeugnisse von dem unvergleichlichen Gestaltungsvermögen des Künstlers, von seinem Humor, von dem untrüglichen Erfassen der Situationskomik, kurz, von dem unerschöpflichen Reichtum. Ich will hoffen, daß ich meinen Leserinnen nichts neues sagen würde, u. schließe deshalb mit herzlichen, warmen Dankesworten, die dem Verlag Eugen Rentsch in Erlenbach gelten: Durch die prächtige Volksausgabe führt er uns zu einer der nie versiegenden Quellen unseres schweizerischen Schrifttums zurück.

E. F.

—0—

ELCHINA

Vergiss nie dieses jahrelang bewährte

Krättigungs-Mittel!

Flac. Fr. 3.75, Doppelfl. 6.25 Ld. Apoth.

Privat-Kochschule Heiden.

Am **10. Januar** beginnt ein neuer

Koch-Kurs

für gut bürgerliche und feine Küche.

Prospekte. — Leiterin: **Frau M. Mock-Weiss.**

Privat-Kochschule in Bern

Telephon Bollwerk 12.33 **Südbahnhofstrasse 4**

Kochkurse für feine und gut bürgerliche Küche.
Dauer 6 Wochen. Prospekte und Referenzen durch die Leitung **Frl. M. Zimmermann.** 723

Haushaltungsschule Zürich

Schweiz. gemeinn. Frauenverein

Bildungskurse für Haushaltungslehrerinnen

Dauer 2 Jahre. Beginn 23. April 1923
Anmeldungen zur Aufnahmeprüfung bis 15. Januar 1923.

Koch- und Haushaltungskurs
(für Interne und Externe)

Dauer 5½ Mon. Beginn ca. 20. April 1923
Prospekte und Auskunft täglich von 10 bis 12 und 2—5 Uhr durch das **Bureau der Haushaltungsschule Zeltweg 21 a.**

Privat-Haushaltungsschule „Tannecf"

Gelterkinden (Baselland)

Kursbeginn: 10. Januar 1923. Näheres durch den Prospekt. — Es werden noch 2—3 Damen in Pension genommen. 807

Privat-Haushaltungsschule „Tannenheim"

Kirchberg (Bern).

Maximum 10 Schülerinnen.
Prospekte und Referenzen zu Diensten.

Aeschbacherheim Münsingen.

Theoretischer und praktischer ½-Jahreskurs für **Säuglings- und Kinderpflege.** Prospekte durch 785
Frau Lud. Lauterburg, Falkenegg, Bern.

Töchterpensional (Pfarrhaus) Vollständig. Ausbildung Französ. Sprache, Musik (Haushalt). Prospekt. Mr. et Mme. Monnerat, pasteur, Estavayer (Lac de Neuchâtel). 782

Arosa Sanatorium

Villa Dr. Herwig

1850 m über Meer.

Gemütlich eingerichtete, kleinere Heilanstalt für Leichtlungenkranke (40 Betten). Sonnigste, geschützte Lage direkt am Wald. Röntgenkabinett, Quarzlampe etc. Eingehende individuelle Behandlung. Hausarzt. Reduzierte Preise. 718

St. Moritz Engadin

Alkoholfreies Volkshaus

Hotel und Pension. Kein Trinkgeld. Prospekt Tel 2 45. Skilehrer im Hause. 808

Klosters Prättigau 1280 m. ü. M.

Alkoholfreies Volkshaus

Bahnhofnähe. Pension, Zimmer, sonnige Lage. Mässige Preise. Kein Trinkgeld. Ideales Wintersportgebiet.

Lausanne, Töchterpensional „Mon-Gre"

Mesdames Rossier & Thiault 19, Boulevard de Grancy.
Sichere Garantie bezüglich Bildung und Erziehung. Alter Komfort. Gärten und Terassen. Tennis. Schöne Aussicht. Beste Referenz. Mässige Preise.
Man verlange gefl. Prospekt. 814

Winterferien im Engadin.

Pension Villa Surmulins, Zuoz.

40 Min. von St. Moritz, sehr sonnig, gute Küche. Pensionspreis von Fr. 9.50 an.

Es empfiehlt sich **Frau van Eyk-Scherz.**

Kochkurse in Grindelwald

1060 Meter über Meer

zur gründl. Erlernung der bürgerlichen, sowie feinen Privat- und Hotelküche inkl. Patisserie. Ernährungslehre. Bewährte fachm. Leitung. Nächster Kurs: 8. Januar 1923 bis 12. Februar. Aerztl. empfohlene Erholungsgelegenheit. Sport. Kursgeld mit ganzer Verpfl. Fr. 400 —. Prosp. und Referenz.

Hotel-Pension Silberhorn. 505

Davos-Platz

Alkoholfreies Volkshaus und Mädchenheim

Ferienaufenthalt für Erholungsbedürftige. Preise von Fr. 4.50 bis Fr. 6 —. Eröffnet: Mitte September. 778

Kinderfräulein

gesucht, junge, zuverlässige Tochter aus guter Familie in Privathaus zu einjährigem Mädchen. Es wird daneben verlangt gut Nähen und Bügeln und Besorgung des Zimmerdienstes. Köchin vorhanden. 816
Frau Frischknecht-Sigerist, Uster.

Der Pestalozzi-Kalender

ist in prächtiger Ausstattung neu erschienen.

Der Pestalozzikalender ist seit 16 Jahren das Lieblingsbuch der gesamten Schweizerjugend — hochgeschätzt von Eltern und Lehrern. Er erscheint in den drei Landessprachen und ist ein wichtiges, vereinigendes Bindeglied aller in treuer Liebe zur Heimat aufwachsenden Schweizerkinder. An der Landesausstellung erhielt er den einzigen „Großen Preis" in der Abteilung Unterrichtswesen.

Der Pestalozzikalender ist erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien. Preis: Kalender mit Schatzkästlein (532 Seiten Inhalt in zwei Bänden mit über 1000 Illustrationen) Fr. 2.90. 9734

MAIZENA

ist unbegrenzt haltbar und sollte in keinem Haushalt fehlen.

692

FABR. „EREA" MONTREUX

DIE ANWENDUNG VON WASSERBODENWICHSE

CIRALO

VERSCHÖNERT DIE WOHNZIMMER UND ERSPART DAS SCHEUERN

Verlangen Sie Prospekte

Tee-Mischungen

empfohlen gegen Asthma, Husten und Keuchhusten, Blasen- und Nierenleiden, Magen- und Darmkatarrh, Hautausschlag aller Arten, Bettnässen, Leber- und Gallstörungen, Anfälle, Nervenzustände, Ischias, Gicht und Rheumatismus, Wassersucht, Blutkrämpfe und Zuckerkrankheit. Blütentee, empfohlen für Kinder, wie zur Blutreinigung. Alles feinste Heilpflanzen. Versand von Kuren gegen Nachnahme durch das Spezialgeschäft für sämtl. Heilpflanzen.

756 **Frau W. Fehr-Stolz,**
vorm. **Frau Fässler-Stolz, Herisau.**

Nebenverdienst durch Stricken!
Kauft eine
Dubied-Strickmaschine

Sie ist die beste!
Schreibt heute noch an:
Edouard Dubied & Co.
Société Anonyme, **Neuchâtel**
Nähere Auskunft und Unterricht durch unsere Lokalvertreter.

Gegr. 1867

Chemische
Waschanstalt u. Kleiderfärberei

Terlinden & Co., vorm. **H. Hintermeister**
Küsnacht-Zürich.

Aeltestes, best eingerichtetes Geschäft dieser Branche. Erzielt anerkannt die schönsten Resultate mittelst ihrem neuen patentierten **Trocken-Reinigungs-Verfahren.** Prompte sorgfältigste Ausführung direkter Aufträge.
Bescheidene Preise. 436
Filialen und Depots in allen grösseren Städten und Orten der Schweiz.

Frauenkolonie Ottenbach Kt. Zürich

Wäscherei

Weisse Woll- und Seidenwäsche wird prompt gereinigt, ebenfalls Haus- und Leibwäsche.

Fehrs Haarstärker „Tamarin"

ist seit Jahren bekannt als bestes Naturmittel, um feinsten Haarwuchs zu erzielen. Selbst ganz kahle Stellen werden jugendlich frisch bedeckt. Preis per Flasche Fr. 3.—. Prospekte gratis. — Zugleich mache ich noch auf meine über 20-jährige erfolgreichste Tätigkeit als Naturärztin aufmerksam, und stehe mit Auskunft jeder Zeit zu Diensten.

Frau W. Fehr-Stolz, Naturärztin, Herisau,
vorm. Frau Fässler, Herisau. 755

Berner Leinwand

Bett-, Tisch-, Toiletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle.

Spezialität: 793

Braut-Aussteuern

liefern in anerkannt vorzüglichen Qualitäten
Müller-Stampfli & Cie., Langenthal
Nachfolger von Müller-Jaeggi & Cie.
Tel. Nr. 23. Gegründet 1852. Muster umgehend.
Um *Verwechslungen* zu vermeiden, bitten wir Korrespondenzen genau an obige Adresse zu richten.

Nur Franken 1.50

kostet 1 Dutz. hübsche Neujahrs-Gratulationskarten mit Kuverts, Name und Wohnort des Bestellers bedruckt. 748
Buchdruckerei Ed. Wigger & Cie, Luzern

Existenz.

Erste Schweizerfirma **sucht** zu Stadt u. Land gewissenhafte 811

Damen

welche Anleitung geben können zur Anfertigung von Handarbeiten. Es werden nur tüchtige, gut beleumdete Bewerberinnen berücksichtigt. Anmeldungen unter Chiffre O F 618 A an **Orell Füßli-Annoncen, Basel 1,** Eisengasse 1—3.

Herabgesetzte Preise auf
Strick-Maschinen

für Hausverdienst in den gangbarsten Nummern u. Breiten, sofort lieferbar. Event. Unterricht zu Hause. Preisl. Nr. 40 geg. 30 Cts. in Briefmarken bei der Firma Wilhelm Müller, Maschinenhdlg., Stein, Aarg. Am Lager sind auch Strickmaschinen-Nadeln für allerlei Systeme. Woll- u. Baumwollgarne, Lehrbücher. 615

Paidol

Anerkannt bestes Kindergries
Aerztl. empfohlene Säuglingsnahrung
Seit mehr als 30 Jahren bewährt
Ueberall erhältlich.

Haben Sie schwer, einen bequemen Schuh zu finden?

Wir führen als Spezialität Schuhwerk aller Art in breiten Natur-Formen für Kinder und Erwachsene. Verlangen Sie unverbindlich Prospekt Nr. 7

Reform-Schuhhaus
Müller-Fehr
Zürich 1 Kirchgasse 7

Kauft Schweizer-Fabrikat

Bequeme monatl. Zahlung
Verlangen Sie Illustr. Katalog
Schweiz. Nähm.-Fabrik, Luzern

RAS
die beliebte Schuhcrème

Lorraine-Wäsche

schön wie handgestickt (inländ. Hausindustrie), sehr solid und preiswert, prakt. und moderne Schnitte (auch auf einzufendende, eigene Stoffe und umgenäht), fabrizieren und liefern wir direkt an Private.

Besticken von
Bett- u. Tischwäsche
mit Hohlsaum u. Monogramm. Verlangen Sie unsere Muster. 775
Frl. B. & L. Naef,
St. Peterzell, St. Gallen

Veltliner

nur guter Lagen u. Jahrgänge in Fässern und in Flaschen empfehlen
Degiacomi & Co.,
z. „Post", **Bonaduz** (Grb.)

Auf die Feiertage
empfiehlt 729

Ia. Chianti

(alt) als Krankenwein vorzüglich per Flasche Fr. 1.75 franko, in Korbflaschen à ca. 50 Lt. Fr. 1.50 pr. Lt. franko
Gottfried Huber,
Mattwil (Thurgau).

Wirkliche Verjüngung

nach Steinach ohne Operation. Genaue Information gegen 20 Cts. in Marken vom **Verlage Energie,** Rennweg 26, **Zürich.** 813

Billige und doch **gute Schuhe**
versenden wir franko gegen Nachn.

Kinderwerktagsschuhe	26/29 10.50
Ia. beschlagen	30/35 12.50
Kindersonntagsschuhe	26/29 10.50
Wichsleder, solide	30/35 12.50
Knabenlaschenschuhe	36/39 16.50
Knabensonntagsschuhe Wichsleder, garniert	36/39 17.-
Frauensonntagsschuhe Wichsleder, garniert	36/43 16.-
Wichsleder, Derby	36/43 16.50
Boxleder, elegant	36/43 21.-
Mannsarbeiterschuhe solid	40/48 21.-
Herrensonntagsschuhe	2123
Wichsleder, garniert	40/48 21.-
Boxleder, Derby	40/48 25.-
Militärschuhe Wichsleder, Ia.	40/48 23.-

Verlangen Sie unsern **Katalog**
Reparaturen prompt u. billig.

Rud. Hirt Söhne, Lenzburg

Gelegenheit!

5000 m Loden f. Männer, reine Wolle, schwer, 140 cm breit, Wert Fr. 15, reduz. auf **9.75, 10,000 m Gabardine,** reine Wolle, 110 cm br., in allen Farben, Wert Fr. 10.—, reduz. auf **6.90, 15,000 m Hemdenbarchent,** Blousenflanelle, Flanellettes, **Fr. 1.50, 1.35, —.85, 20,000 m Schürzenstoffe,** Merinos, Hibron, Satin, Kaschmir, Köper, Fr. 2.—, **1.65, 1.50, 10,000 m Bettuch,** weiß und roh, doppelfädig, 165 u. 180 cm br., in. Qual. Fr. **2.90, 2.80.** Wir verkaufen zu Gelegenheitspreisen reine **Bettindiene, Köfsch, Wollkrepp, Bazin** 2c. **2000 m Velours de laine,** schwer, in allen Farben, 130 cm breit, Extraqual. Wert Fr. 18.— reduziert auf **11.50.**
Muster auf Verlangen.
Versand gegen Nachnahme.
Fratelli Blanchetti,
9135 **Locarno.** 769

Veget. Kochfett mit Butter in ½ Kg. Tafeln überall erhältlich

---

Ratgeber

zur Erlernung d. Anfertig. v. Lampenschirmen, Lichtschalen, Reisampeln, Kaffee- u. Teewärmern, m. 21 Abb. u.
Illustrations-Anhang
mit 70 Abb. Beide Werke zus. inkl. Porto u. Verpack. Fr. 2.—. Versand nur geg. Zahlungsaufuns. Postscheckkonto V/2688. Linck & Co. Basel.

Pauline Baumann, Aarau

hintere Vorstadt 27 Telephon 851

führt als Spezialität:
Corsets, Hüftformer, Büstenhalter
Roformartikel -:- Schürzen
Lager in: Wäsche, Baumwolltücher, Oxfords, Zefirs, Taschentücher.
— Depot der Basler Webstube. —
Massanfertigung für Cortets u. Wäsche.

Glashandlung

W. Morath-Stirnemann

AARAU

Beste Bezugsquelle
für sämtliche Haushalt-, Geschenk- und Luxusartikel -:- Spielwaren

---

Schuhhaus

R. Traber-Bürgi, Aarau

Bahnhofstrasse **Rathausplatz**

Grösstes 556

Lager in Halbschuhen -:- Bottinen
Gesellschaftsschuhen jeden Genres
zu den **billigsten Tagespreisen**
Beachten Sie bitte mein Musterpaar-Schaufenster

Ein wertvolles Kräuterbuch umsonst

Ferner empfehle bestbewährt: Lungen-, Nieren-, Nerventhee etc. Monatsthee (eine Wohltat für Frauen) Alle bewährten, giftfr. Heilkräuter. Paket mit genauer Anleitung Fr. 2.50 (Weiteres in meinem Kräuterbuch).
„Kräuterhaus zum Paradies" Herisau.

Das bestbewährte Speisefett
PALMIN
PALMONA
Das vorzügliche Kochfett

Töchter-Kurhaus Arosa

1800 m 1800 m

Familiär geführtes Hochgebirgsheim für junge Damen und Mädchen. Prospekte postwendend.

Vorsteherin: **Frl. Fanny Forter.** Leit. Arzt: **Dr. F. Lichtenhahn.**

Kluge Hausfrauen

mühen sich heute nicht unnötig ab indem sie ihren Konfekt selbst backen.

Rüegger's feinste Hauskonfekte

sind nicht nur ebenso gut wie selbstgemachte, sondern Sie fahren bei der heutigen teuren Zeit vorteilhafter und billiger.

Kein Mißraten, Verbrennen u. Verdruß.
Bestellen Sie baldmöglichst auf beliebigen Termin für den Weihnachtstisch eine Sendung von 4 Pfund in 10 verschiedenen Sorten gemischt zu Fr. 11 franko inkl. Verpackung per Nachn. bei

A. Rüegger, Spezialhauskonfekt-Bäckerei, **Winterthur.**

Zahlreiche Anerkennungen aus der ganz. Schweiz

„Sennrüti" 498

DEGERSHEIM TOGGENBURG 900 M. ü. M.

Best eingerichtete Sonnen-, Wasser- u. Diätkuranstalt. Erfolgreiche Behandl. v. Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Nerven-, Herz-, Nieren-, Verdauungs- u. Zuckerkrankh., Rückstände v. Grippe etc.
Ganze Jahr offen.
II. Prosp. F. Danzeisen-Grauer. Dr. med. v. Segesser.

Jede Hausfrau wünscht

das schöne und praktische Geschenk — die **Kaffee Hag-Weihnachtsdo.**

Nummer 51 **Schweizer Frauenblatt** Samstag den 23. Dezember 1922

Die Religion in der Erziehung.

Dr. Marie-Elisabeth Lüders, Mitglied des deutschen Reichstages.

Der Reichstag hat im Laufe des Sommers ein Gesetz über die religiöse Kindererziehung verabschiedet.

Wer dieses neue Gesetz ohne konfessionelle Leidenschaft prüft, kann glücklich sein über den großen Fortschritt gegenüber dem bisherigen unleidlichen, erzieherisch und religiös ebenso nachteiligen wie für die Frauen unwürdigen Zustand. In Deutschland waren bislang 30 verschiedene Gesetze auf dem fraglichen Gebiete in Geltung. Die Folge dieses Zustandes waren nicht nur überaus unklare Rechtsverhältnisse, sondern auch eine erhebliche Bedrängung der Mütter — besonders der Witwen — in ihrer Gewissensfreiheit. Das am weitesten verbreitete preußische Gesetz von 1803 gab allein dem Vater das Recht, die Konfession des Kindes zu bestimmen, und auch bei Mischehen durfte die Mutter nach dem Tode des Vaters an seinen Bestimmungen nichts ändern. Ergog die Mutter ihre Kinder trotzdem in ihrem eigenen — von dem des Toten abweichenden — Glauben weiter, so setzte sie sich der Gefahr aus, daß man sie des Erziehungsrechtes beraubte und ihr einen Pfleger bestellte, der gegen ihren Willen die religiöse Erziehung der Kinder durchführte!

Die aus den angedeuteten gesetzlichen Mängeln entstehenden Konflikte wurden noch dadurch vermehrt, daß in mehreren Staaten besondere Verträge zwischen den Ehegatten über die religiöse Erziehung des Kindes abgeschlossen werden konnten, die wieder in anderen Staaten nicht als gültig anerkannt wurden.

Mit all diesen Schwierigkeiten hat das neue Gesetz im wesentlichen aufgeräumt, wenn es auch die formelle Gleichberechtigung der Mutter noch nicht geschaffen hat. Aus zwei Gründen: Erstens fehlt es an einer geeigneten richterlichen Instanz zur Entscheidung aller eventuell auftauchenden Streitigkeiten. Zweitens besteht noch der Grundsatz des allgemeinen Bestimmungsrechtes des Mannes im Bürgerlichen Gesetzbuch und konnte natürlich mit all seinen weitreichenden Folgen nicht bei der Schaffung eines Sondergesetzes beseitigt werden. Dieses Recht als Grundsatz zu beseitigen, ist Aufgabe einer Reform des BGB, die sicherlich auch nicht ohne Einfluß auf die Rechte der Ehefrauen in andern Ländern bleiben wird.

Das neue Gesetz enthält 2 große Fortschritte: Es gibt dem Reichsrecht den Vorrang vor den noch bestehenden Landesgesetzen, und es gewährt der Mutter die materielle Gleichberechtigung neben dem Vater. Bereits abgeschlossene Verträge behalten zwar ihre Gültigkeit, aber die Eltern oder der überlebende Elternteil haben in Zukunft das Recht, ihre Aufhebung bei dem Vormundschaftsgericht zu erwirken. Niemand ist also gezwungen, entgegen seinem Pietätsgefühl einen abgeschlossenen Vertrag aufzulösen, aber es ist auch niemand mehr gezwungen, aus Vertragsverpflichtungen seine religiöse Ueberzeugung bei der Erziehung seiner Kinder verleugnen zu müssen. Diese jetzt mögliche Vertragslösung ist natürlich von besonders großer Bedeutung in einem Lande, in dem der Krieg ungezählte Witwen mit ihren unmündigen Kindern zurückgelassen hat.

Für die tatsächliche Zuweisung der Kinder in eine Konfession legt das Gesetz den Grundsatz der „freien Bestimmung" fest in Verbindung mit der Form der unverbindlichen freien Einigung zwischen den Eltern. Diese haben in Zukunft in freier Einigung gemeinsam über die religiöse Erziehung der Kinder zu bestimmen und können diese Einigung, die im Todesfalle eines Ehegatten von selber erlischt, jederzeit widerrufen. Kommt keine Einigung zwischen den Eltern zustande, oder wird sie wieder aufgelöst, dann treten automatisch die allgemeinen Bestimmungen des BGB in Kraft, d. h., das alleinige Bestimmungsrecht steht dem Vater zu. Dieser grundsätzliche Nachteil für die Mutter wird aber durch drei sehr wichtige Ausnahmebestimmungen tatsächlich so gut wie aufgewogen. Kein Elternteil kann nämlich „ohne Zustimmung des andern anordnen, daß das Kind in einem andern als den zur Zeit der Eheschließung gemeinsamen Bekenntnis oder in einem anderen Bekenntnis als bisher erzogen wird." Sodann kann kein Elternteil „ohne Zustimmung des andern" die Bestimmung treffen, „daß ein Kind vom religiösen Unterricht abgemeldet wird." Entstehen aus einem der drei Gründe zwischen den Eltern Meinungsverschiedenheiten, so kann jeder „die Vermittlung oder Entscheidung des Vormundschaftsgerichts" anrufen. Bei seiner Entscheidung soll das Vormundschaftsgericht vornehmlich die „Zwecke der Erziehung" berücksichtigen. Die Aufgabe des Vormundschaftsrichters ist nicht leicht, da es sich für die Entscheidung sehr viel weniger um die Feststellung objektiver Tatbestände handelt, als Maßstäbe zu finden für die gerechte Würdigung eines ideellen Meinungsstreites, auf dem auch der Richter durch sein subjektives Fühlen und Denken auf diesem immateriellen Gebiete bis zu einem gewissen Grade beeinflußt ist.

Auch die Rechte des Kindes sind in dem neuen Gesetz erweitert worden. Entstehen zwischen den Erziehungsberechtigten Meinungsverschiedenheiten über seine religiöse Erziehung, so muß das Vormundschaftsgericht auch das Kind von seinem 10. Lebensjahre ab anhören, und von seinem vollendeten 12. Lebensjahr ab kann es „nicht gegen seinen Willen in einem andern Bekenntnis als bisher erzogen werden." Vom vollendeten 14. Lebensjahr ab kann das Kind „ganz frei darüber entscheiden", zu welchem Bekenntnis es gehören will.

Bei der Schaffung des Gesetzes waren alle Beteiligten — so weit ihre Weltanschauungen auch auseinander gingen — von dem Geiste gegenseitiger Duldung und dem Willen, den konfessionellen Frieden zu fördern, beseelt. Diese Grundstimmung machte es selbstverständlich, daß alle getroffenen Bestimmungen gleichermaßen Anwendung finden „auf die Erziehung des Kindes in einer nicht bekenntnismäßigen Weltanschauung".

Sache der Frauen ist es, die ihnen im Gesetz gegebenen Rechte im gleichen Geiste und zur Pflege der seelischen Kräfte der ihnen anvertrauten Jugend auszuüben.

—0—

Die Frauenwelt konferenz im Haag.

Der schweizerische Zweig der Internationalen Frauenvereinigung für Frieden und Freiheit stand ursprünglich dem Plan der Einberufung eines Weltkongresses der Liga, der nicht Geringeres als einen neuen Frieden fordert, recht skeptisch gegenüber, und so fuhren auch die beiden Delegierten in einer nicht gerade sehr hoffnungsvollen Stimmung in den Haag. Aber diese Stimmung dauerte gerade so lang bis wir in den Bannkreis jener prächtigen Menschen gelangten, deren leuchtender Idealismus in einer Welt des Zusammenbruchs, in der sich die Lebensbedingungen immer unmöglicher gestalten, das heilige Feuer einer alles überwindenden Menschenliebe entzündet.

Wer den Frauenkongreß und seine wunderbare Arbeit würdigen will, der muß eine ganz neue Einstellung finden, und mit gutem Willen wird er sie finden, auch wenn er nicht geborener Internationalist ist, denn aus dem eigenen Heimatgefühl heraus, aus der Liebe zur heimischen Scholle muß in jedem wohlmeinenden Menschen die Achtung vor der Heimat auch jener andern, die irgendwo in fremder Scholle verwurzelt sind, den Patriotismus auf das höhere Niveau wahrhaft internationaler Gesinnung emporheben.

Im Anflakt des Kongresses, dem offiziellen Begrüßungsabend, war es die Norwegerin Mrs Larsen, die im Namen der im Krieg neutralen Nationen diese weiterblickende Fassung des Begriffes „Patriotismus" entwickelte, eine Fassung, die auch manchem guten alten Patrioten das Wort Internationalismus näher bringen dürfte, vor dem man sich so oft zu fürchten pflegt. Die schweizerische Sektion der Liga für Frieden und Freiheit wird dafür Mrs. Larsen ganz besonders dankbar sein.

Aus den vielen Ansprachen dieses ersten Abends, die auf die so liebenswürdige Begrüßung der Kongreßmitglieder durch die Präsidentin des holländischen Zweiges unserer Liga, Frau Ramondt folgten, möchte ich die von einem unbeschreiblichen Humor gewürzte Rede einer holländischen Bäuerin, „unserer Marykе", wie sie Frau Ramondt einführte, ganz besonders erwähnen, zeigte sie doch so recht, wie sich urwüchsige Bodenständigkeit mit politischer und internationaler Denkweise der Bauern verträgt. Auch unseren schweizerischen Agrar-Kantonen möchte ich bald und recht viele solcher Marykes wünschen, ganz abgesehen von dem weiblichen holländischen Parlamentsmitglied, das wir politisch unmündigen Schweizerinnen natürlich mit stillem Neid und stiller Scham betrachteten.

Der folgende Tag brachte die offizielle Eröffnung des Kongresses. Nachdem die ehrwürdige Präsidentin der Liga, Jane Addams, in ihrer feinen Weise die zahlreich erschienenen Delegierten der nationalen Sektionen der Liga und der befreundeten Vereinigungen, die zusammen 20 Millionen Mitglieder repräsentieren, begrüßt hatte, begründete sie die Einberufung des Kongresses für einen neuen Frieden aus der grenzenlosen Not, in die Millionen Unglücklicher teils als Folge des Krieges, teils als Folge der Verträge, die nicht den Namen „Friedensverträge" verdienen, geraten sind.

Hierauf leitete Mrs. Swanwick, die Präsidentin des Resolutionskomitees, in einer glänzenden Rede die Behandlung der **allgemeinen und politischen Wirkungen der Friedensverträge** ein, welche den Verhandlungsgegenstand des ersten Kongreßtages bildeten. Sie wies überzeugend darauf hin, wie nur eine völlige Umgestaltung der Grundlagen der „Friedensverträge" die Welt vor fortgesetztem Krieg bewahren könne. Sie knüpfte an die 14 Punkte Wilsons, auf deren Erfüllung die Welt gehofft hatte, aber — „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" . . . Auf Augenblicke versagte die Stimme der Rednerin vor tiefer innerer Bewegung und es war wohl niemand in dem großen Saal, für den die Erwähnung der Schicksalsstunde Europas nicht ein schmerzliches Erlebnis bedeutete.. Und weiter sagte Mrs. Swanwick, daß die unglückseligste Unterscheidung zwischen Siegern und Besiegten fallen, die Strafmaßnahmen verschwinden müssen. Wir verlangen eine demokratische Umgestaltung des Völkerbundes, aber wie kann er demokratisch sein, so lange es seine Mitglieder nicht sind? Wie kann er Zusammenarbeit und Wiederaufbau fördern, so lange ihm die Friedensverträge daran verhindern? Und wenn die Dinge so weitergehen, so werden wir bald einer Welt gegenüberstehen, die sich nicht mehr dafür eignet, daß Kinder in ihr geboren werden.

Nach Mrs. Swanwick sprach Frl. Dr. Surowjowa, eine der ukrainischen Delegierten, über die nicht minder unheilvollen Folgen der Friedensverträge von Brest-Litowsk und Riga. Das dieses Friedensverträgen wie denjenigen von Versailles — und den sogenannten Friedensverträgen überhaupt — zugrunde liegende Gewaltsprinzip schließt in sich den Keim zu neuen Unterdrückungen. Das Gewaltprinzip der Friedensverträge brachte die negativen Folgen der russischen Revolution, brachte die Greuel der russischen Tschecha, brachte den Hunger im Osten. Aber je mehr wir leiden, schloß die sympathische Rednerin, desto inbrünstiger glauben wir, daß unsere Bestrebungen hier einen Sinn haben.

Hierauf folgte die auch in der Schweiz rühmlich bekannte Präsidentin des französischen Zweiges der Liga für Frieden und Freiheit, Madame Duchêne, die auf die Demokratisierung des Völkerbundes drang, dessen Mitglieder bis heute einzig von den Regierungen, nicht aber von den Völkern, deren Interessen sie vertreten sollen, gewählt werden. Die auch im Frauenblatt publizierten Resolutionen, die vor dem Kongreß durch Mrs. Swanwick ausgearbeitet, im letzten Moment jedoch durch eine allgemeine Resolution ersetzt wurden, scheinen ihr nur ein Minimum dessen zu sein, was wir verlangen müssen. Wir fordern einen neuen Frieden auf der Basis der Gerechtigkeit.

Die ausgezeichnete Vizepräsidentin des Kongresses, Miß Marshall, sprickt hierauf an Stelle von Sir Dickinson über die Minoritätenfrage. Sie erwähnt, wie notwendig es sei, Bestimmungen zu schaffen, die jeder Gruppe ein Minimum an Schutz gewähren.

In der darauf einsetzenden Diskussion, die wie die vorangegangenen Reden in jeder Hinsicht auf der Höhe stand, weist zunächst Miß Mc Naughton im Namen der Pioniere und im Namen derer, die kommen, auf die Notwendigkeit hin, endlich auf die innere Stimme der Menschlichkeit, der Liebe zur Menschheit, zu hören.

Frau Heller (Wien) erwähnt die guten Keime, die in Europa zarzeit des Waffenstillstandes vorhanden waren, und die nun zerstört worden sind, erwähnt die Notwendigkeit, die Minoritäten in allen Ländern als gleichberechtigte Nationen zu betrachten.

Präsat Gießwein, der bekannte ungarische Pazifist und warme Menschenfreund, betont die Bedeutung, einen neuen Frieden und nicht eine Revision der Friedensverträge zu verlangen. Er betont, daß dasselbe Unrecht bestehen würde, und daß wir uns im selben Maße zur Wehr setzen würden, wenn die Sieger auf der andern Seite gewesen wären. Er fordert ein möglichst rasches Vorgehen, auf alle Fälle vor dem Frühjahr, da die politische Atmosphäre voller elektrischer Spannung ist. Er erwähnt, daß auch Lloyd George die Friedensverträge als eine Gefahr für Europa betrachtete.

Mlle. Dejardin weist auf die Wichtigkeit einer Zusammenarbeit mit dem Gewerkschaftskongreß.

Dann wird die Aufmerksamkeit von Herrn Wegner auf die Vorgänge in Armenien gelenkt, auf die Massakrierung jener letzten Ueberreste des unglücklichsten aller Völker.

Den Abschluß der Morgendiskussion bildet die gehaltvolle Ansprache des Führers der belgischen pazifistischen Bewegung, Prof. Dyhet. Seit dem Frauenkongreß im Haag 1915 ist die Kraft der Frau, die ihre politischen Rechte erlangt hat, als neuer pazifistischer Faktor hinzugekommen. Er appelliert an den kooperativen Geist, der uns so sehr mangelt. Jedes Land sollte zu einer Erklärung der Menschenrechte kommen. Sie dürfen aber nicht ein theoretisches Problem bleiben, sondern Tatsache werden.

Der Nachmittag des ersten Kongreßtages brachte dann die erschütternden Berichte von Miß Marion Fox von der Gesellschaft der Freunde (Quäker) und Frau Wägner (Schweden) über das besetzte Rheinland und die Pfalz. In Speyer ist die Milch reserviert für die Besatzungstruppen und nur was übrig bleibt ist der einheimischen Bevölkerung zugänglich. Unterernährung der Letzteren im ganzen besetzten Gebiet (die in krassestem Gegensatz zum Wohlleben der fremden Truppen steht), Wohnungsnot infolge der Requirierung von Wohnungen zur Unterbringung von Truppen, hat eine enorme Vermehrung der Tuberkulose erzeugt, so daß der Prozentsatz tuberkulöser Kinder im Rheinland 45 Prozent beträgt. Die unmenschlichen Zustände sind Brutstätten des Revanchegedankens.

Auf die Anfrage eines Kongreßmitgliedes über die moralischen und physisch-moralischen Konsequenzen der Besetzung der Rheinlande wird gegen die sonstigen Gepflogenheiten des Kongresses der nur Neutrale und Angehörige der ursprünglich Deutschland feindlichen Nationen über ihre Untersuchungen berichten ließ, auch einer deutschen Sachverständigen, Dr. Marie Elisabeth Lüders, Mitglied des Reichstages, das Wort erteilt. Sie führt aus, daß sich die Zustände, namentlich seit dem Ersatz der schwarzen Truppen durch algerische (Spahis) sehr verschlimmert habe. Die Zunahme der nur durch die Eingänge bei den Krankenkassen oder die Feststellung durch eine Besatzungsbehörde erfaßten Fälle von Geschlechtskrankheiten beträgt seit 1917/18 ca. 300 Prozent. Womöglich noch schlimmer als die physische Seite, welche die Gefahr einer totalen Verseuchung der Bevölkerung in sich schließt, ist der moralische Effekt, den die zwangsweise Errichtung von Bordellen in dem von Franzosen und Belgiern besetzten Gebiet ausübt. Während der deutsche Reichstag in der vergangenen Woche die Reglementierung und Kasernierung der Prostitution abgeschafft hat, wird die Bevölkerung des Rheinlands gezwungen, überall, selbst in ganz kleinen Ortschaften, Bordelle zu errichten, in Wiesbaden und Trier, sogar als Gipfel der Korruption, je eines für männliche Prostituierte. Weder Mädchen noch Knaben dürfen sich nach Eintritt der Dunkelheit auf die Straße wagen, ohne das Schlimmste befürchten zu müssen. Ja selbst die Nachmittagsschule muß früher abgebrochen und die Abendandachten in den katholischen Kirchen aufgehoben werden.

Nach einer kurzen Ansprache einer der Delegierten der polnischen Sektion, Frl. Dr. Delicka, ergreift Miß Ruth Fry das Wort, die als Sekretärin des großzügigen Hilfswerks der Quäker das Elend in fast allen Ländern aus eigener Anschauung kennt. Sie betont das absolute Versagen der Gewalt und ist überzeugt, daß gerade heute die Welt aufnahmefähig ist für jedes Zeichen von Freundschaft und gutem Willen.

In einer zündenden Ansprache führt Mad. Melin, die aus einem der im Krieg besetzten Gebiete Frankreichs kommt, aus, welch große und unaufhörliche Kriegsgefahr die Besetzungen sind.

Wir brauchen Friedensverträge und nicht Kriegsverträge, wir brauchen die vereinigten Staaten der Welt.

Prof. Cuidde dankt als Präsident der deutschen Friedensgesellschaft den Frauen für ihre energische Initiative zur Erlangung eines neuen Friedens. Er weist darauf hin, daß ein Teil der Bestimmungen des Friedensverträgen und manche Ausführungsmaßnahmen rechtswidrig sind, weil sie in Widerspruch stehen mit den Grundlagen des Waffenstillstandes.

Dann ergreift Miß Marshall das Schlußwort zu den Tagesverhandlungen oder — besser als dieses nichtssagende Wort — zum strahlenden Schlußakkord in einer wundersamen Symphonie. Noch einmal hebt sie hervor, daß nicht die Leidenden protestiert haben, sondern diejenigen, deren

Kultur der Seele.

Von Gabriele Reuter.

Was ist Kultur? Eine Synthese unendlich vieler, kaum zu erklärender Offenbarungen des menschlichen Geistes? — Oder ein Niederschlag aus den jahrhundertelang arbeitenden Mächten der Tradition? — Oder einfach: Gefühl für Lebensstil — für Stil in der Kunst? Stil in der Art seine eigenen Empfindungen zu ertragen und zu äußern? — In Gesprächen über diesen Gegenstand merkt man sofort, wie schwankend die Begriffe über das Wesen der Kultur sind — beinahe so schwankend wie über den Begriff „Seele".

Am häufigsten wird Kultur mit Zivilisation oder mit modernem Komfort verwechselt. Aber ein Mensch ist ja noch nicht kultiviert, wenn er täglich badet, oft die Wäsche wechselt, im Schlafwagen fährt und mit Telephon, Elektrizität und andern technischen Hilfsmitteln auf vertrautem Fuße steht. Alle diese hochgeschätzten Gewohnheiten sind ja etwas Aeußerliches, Kultur hingegen ist ein geistiger Zustand. Auch Wissen führt nicht immer unbedingt zur Kultur; man kann unterrichtet und doch noch kein kultivierter Mensch sein. Auch grenzen die Gebiete der Moral durchaus nicht an die der Kultur. In Zeiten höchster Kulturblüte herrschte Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, erreichte das Laster eine phänomenale Ausdehnung. Die herrlichsten Gebilde der Kunst, der Dichtung wurden oft von Menschen geschaffen, die im Privatleben unbändig rohen Trieben folgten.

Geistige und künstlerische Kultur erreicht nur dann bei Völkern eine bedeutende Höhe, wenn blutige Eroberungskriege Reichtum und Schätze ins Land brachten. Um die edelsten Bestrebungen der Menschheit zu pflegen, gehört Geld, gehört Muße für die Schöpferischen wie für die Genießenden, die wiederum durch die Bedrückung, die Frondienste den niederen Ständen ihnen bereitet werden konnte. Bewundernswerter Aufstieg der Kultur ist immer mit Niedergangserscheinungen verknüpft, wir wissen, daß Zerstörung der besten Volkskräfte ihm folgen — oft ein Sturz aus den heiteren Bereichen der Macht und des Glanzes hinab in Unbedeutendheit oder Barbarei. Aber seltsam ist es, wie einem Volke aus solchen Blütezeiten ein Erbe bleibt, das mißachtet, zuweilen völlig ins Unterbewußtsein versunkt und doch da ist, sich ganz unvorhergesehen lieblich oder erschütternd bemerkbar macht.

In Italien, dem Lande, das die vollendetsten Kunstwerke in Malerei und Plastik hervorgebracht hat, herrscht gegenwärtig in allen offiziellen Manifestationen der Künste ein grenzlicher Ungeschmack, eine barbarische Protzerei. Aber der Bauer aus den Appenninen, die Frau des Volkes tragen die bunten Lappen ihrer Kleidung mit einer Grandezza und einem Sinn für malerische Wirkung, der dann doch sehr fest verknüpft ist mit jener Naturgabe, die sich einst zu den Zaubern der Farbe eines Tizian, Veronese und Correggio verdichtet. Und wenn der Proletarier Roms mit seinen Kumpanen streitet, braust seine Stimme in einem pathetischen Sturm daher, werden die begleitenden Gesten so wirkungsvoll gehandhabt, daß man unwillkürlich in ihm den Nachkommen jener klassischen Redner sieht, die einst auf dem Forum Roms Staatsumwälzung durch die Kunst ihres Wortes leiteten.

In Frankreich, wo das Rokoko die Kultur der Erotik zu einer delikaten Finesse ausbildeten, umschwebt die moderne Frau noch immer ein Hauch jener entschwundenen Zeiten, zittert nach in der Grazie, mit der sie eine Straße überschreitet, eine Schleife strickt oder mit dem Geliebten scherzt.

England hingegen, der Mittelpunkt der Weltpolitik und der Herrschaft über die farbigen Rassen, hat eine gesellschaftliche Kultur erzeugt, die steif und kalt gleich einem eisbernen Panzer jeden angelsächsischen Bürger gegen die Infektion durch fremde Einflüsse und Sitten schützt.

Deutschland und Oesterreich sind die Heimstätten musikalischer Kultur — waren es Jahrhunderte hindurch — sind es noch heute im Zusammenbruch schmerzlichsten Verfalls. In Wiens Lüften schwingen noch die ewigen Klänge Beethovenscher Symphonien, die Süßigkeit von Mozarts Melodien und Frauen wiegen sich im Rhythmus Straußischer Walzer.

Es gibt auch eine Kultur philosophischen Denkens, und sie ist in Deutschland stärker ausgeprägt als in irgend einem andern Lande der Welt.

Sogar Rußland, ein gewaltig-chaotisches Gebilde, durch Eruptionen von Genialität erschüttert, wenn sie flammengleich aus wildgärenden Naturkräften emporschießen, auch Rußland besitzt erstarrte Reste eines strengen Stils in seinen Gebräuchen bei religiösen Festen. Der zierratische Pomp seiner Kirchen weist zurück in die Epochen, der im Kaiserreich von Byzanz orientalische Fülle durch einen mächtigen Formwillen gebändigt wurde.

Diese flüchtigen Bemerkungen sollen darauf hinweisen, wie fest Kultur mit der Tyrannis verbunden ist, wie ihr zum Gedeihen die Luft an Fürstenhöfen nötig zu sein scheint. Freiheit, Bürgertugend und Solidität sind dieser morbiden Blüte am Baume der Menschheit seltsamerweise nicht günstig. Je mehr die Welt sich demokratisiert, desto mehr tritt Zivilisation an die Stelle der Kultur. Die Verheerungen, die der Weltkrieg in den Gesittern und Seelen angerichtet hat, wird die letzten Reste in Europa vernichten.

In diesem drohenden Untergang des besten Schatzes der Menschheit Einhalt zu tun!

Kultur ist eine vielfarbige Lebensfülle, von der vielfarbige Strahlenströme ausgehen. Geistige, malerische, musikalische Kultur läßt sich nicht künstlich züchten. Sie ist Gnadengabe aus den unbegreiflichen Tiefen ewig schaffender Kräfte.

Um so wertvoller ist es, wenn ein Goldstrom aus der großen Sonne vor dem Verlöschen gerettet werden kann.

Es ist die Kultur der Seele. Ihr allein ist es gegeben, die Völker vor dem völligen Aufgehen im Materiellen, vor der Mechanisierung ihres äußeren und inneren Lebens zu schützen. Seelenkultur ist das notwendige Gegengewicht der Zivilisation. Zu ihrer Pflege gehört nicht Reichtum, nicht Geist, Talent und Wissen. Sie kann auf dem Boden der Demokratie gleich gut gedeihen, wie unter dem Schutze mächtiger Fürsten.

Freilich darf der Acker nicht allzu steinig sein. Sie braucht wie alles Gute und Schöne die sorgsame Pflege angeborener Gaben. Einbrecher, Dirnen, pathologische Naturen werden selten zu einer Kultur der Seele zu erziehen sein. Man sollte sich begnügen, sie zu nützlichen Tieren der Zivilisation zu entwickeln. Die Pflanze, die die Blüte der Kultur tragen soll, muß fähig sein, sie von ihrer Wurzel aus mit edlen Säften zu nähren.

(Schluß folgt.)

Regierungen das Unrecht begangen. Wie es während der dunkelsten Tage in Irland nicht die irische, sondern die englische Sektion der Liga war, die sich mit ganzer Kraft für die Irländer einsetzten, so sind es jetzt Engländer, Franzosen und Belgier, die sich des zertretenen Deutschlands und der andern „feindlichen" Nationen annehmen. Denn für uns Frauen gibt es noch etwas Höheres als Gerechtigkeit, es ist Vergebung, Gnade.

Dr. Gertrud Woker.

—o—

Aus der Stimmrechtsdebatte im franz. Senat.

(Fortsetzung.)

Der Gegner des Frauenstimmrechts, Mr. Labrousse, zählt, um, wie er sagt, das Gleichgewicht herzustellen, alle Gegner der Frauen auf, von Adam (!), von der Bibel (!) über Aristophanes, Molière, Boileau, die hohen Geistlichen bis Schopenhauer. Man müßte endlich Schluß machen mit den deklamatorischen und immer beklatschten Begriffen von absoluter Gerechtigkeit. Die beste Gerechtigkeit sei diejenige, welche dem sozialen Nutzen entspreche, diejenige, die nicht in Konflikt komme mit der Zukunft der Rasse, und welche die Prinzipien nicht gefährde, welche von der ganzen menschlichen Gesellschaft angenommen seien. Es sei nichts Ungerechtes dabei, wenn eine ungleiche soziale Lage das Los der Frau sei, welche eben von der Natur vom Manne verschiedene Anlagen mitbekommen habe. Das Gegenteil wäre ungerecht. (!) „Das Beispiel der andern braucht für uns nicht maßgebend zu sein. Jedes Volk hat seine besondere Auffassung von der Frau, die lateinische Frau war immer die am meisten geachtete. Der Feminismus ist ein Erzeugnis der Ueberspannung des nördlichen Mannes. (!) Die Frauenbewegung, wie man sie uns dargestellt hat in den Gegenden, wo das Frauenstimmrecht angenommen ist, ist für die besonderen Zwecke der Sache frisiert und zugestutzt worden, in Wirklichkeit bereuen alle diese Gegenden ihre allzu liberale Geste. In Wahrheit heißt das Programm des Feminismus: Freie Mutterschaft, freie Liebe, Abschaffung der ehelichen Wohnung, das Stimmrecht wird die Frau in die absolute Freiheit, zu intensiverer Arbeit drängen, in der Hoffnung auf größeren Lohn. Kann eine arbeitende Frau die Mutterschaft wünschen? Und wenn diese kommt, wird es heißen: Zu das Kinderheim mit dem Kind! Das Frauenstimmrecht ist eine definitive Aufteilung und Verminderung der ehelichen und väterlichen Gewalt, und jedesmal, wenn man die Rechte des Mannes vermindert, nimmt man ihm einen Teil seiner Pflichten und seiner Verantwortung. (Sehr gut! sehr gut!) Offen gesagt, glaubt man, daß der Mann eher sich zur Verheiratung entschließe, wenn er nicht mehr Lenker des Schiffes ist, wenn er nicht mehr sicher ist, daß ihm die moralische und soziale Leitung seines Heimes, seiner Frau und seiner Kinder nicht entschlüpfe oder ihm auch nur bezweifelt werde? (Beifall!) Das größte und hauptsächlichste Recht der Frau ist das Recht auf Schutz von seiten des Mannes. Der vermeintliche Vorteil, nur die Gleichgestellte des Mannes zu sein, zieht auch die Aufhebung aller Vorrechte nach sich, die man ihrer Schwäche gewährte. Das Hauptindemnis aber ist sie sich selbst durch ihre Psychologie, die ihre Wurzel in einer besonderen physischen Konstitution hat. Sie ist ein Wesen von Nerven und ewigen Unruhen, unfähig zu Stetigkeit, mit einem raschen Wechsel ihrer Ansichten und einem vollständigen Mangel an Tiefe. Als Sklavin ihrer Gemütsaufwallungen wird sie die Erwägungen der Vernunft der Phantasie ihrer Sensibilität unterwerfen. Mehr noch: Männliche Stattlichkeit wird ihr größern Eindruck machen als männliche Intelligenz und Moral; sie wird es niemals erfassen und annehmen können, daß ein politisches Genie sich auch in einer körperlichen Mißgestalt äußern könnte! — „La Française" sagt lakonisch zu diesen Ausführungen des Mr. Labrousse, sie erachte einen weitern Kommentar als überflüssig. Es geht auch uns so. Aber unwillkürlich kommt uns dabei das Wort in den Sinn, das wir kürzlich in einer ähnlichen Auseinandersetzung (es war während der Wahlen) in einer englischen Frauenzeitschrift lasen und das — bezeichnend — als deutsches Zitat mitten im englischen Text wie ein drollig verzweifelter Stoßseufzer wirkte: Mit der Dummheit (will sagen Verbohrtheit) kämpfen selbst die Gegner vergebens! M. Labroussies Beweisführung ist uns, wenigstens dem Tone, wenn nicht den Worten nach, aus manchen unserer schweizerischen Stimmrechtsdebatten ja so wohl bekannt. Sie scheint wie eine Art Kinderkrankheit zu sein, die man einmal durchgemacht haben muß, insofern nimmt man sie mit dem Humor eines unvermeidlichen Durchgangsstadiums. Einer gewissen Komik entbehrt diese Phase entschieden nicht. Die Entwicklung des Stimmrechtsgedankens scheint, wie ja auch diese Debatte beweist, überhaupt typisch zu sein, sie verläuft in allen Ländern mehr oder weniger ähnlich, die gegnerischen Einwände sind auf einer gewissen Stufe immer wieder die gleichen, wenn sie auch durch die Erfahrungen in andern Ländern längst widerlegt worden sind. Sie scheinen irgendwie zum Abbauprozeß der Widerstände zu gehören. Sie sind also nicht tragisch zu nehmen.

(Schluß folgt.)

—o—

Wir Frauen und die Politik.

Wir haben einen politisch hochbewegten und hochbedeutungsvollen Herbst hinter uns. Wohl geht langsam nicht mehr ist das Volk — d. h. die eine Hälfte desselben — so oft und in so wichtigen Angelegenheit zur Urne gerufen worden. Die Erregung ging denn auch sehr hoch; eine Schlammund Schmutzflut persönlicher, unsachlicher Anschuldigungen, Verdächtigungen und Unterschiebungen ertränkte während fast sechs Monaten beinahe unsere ganze schweizerische Presse. Es war, wie wenn die Männerwelt den Frauen, die immer eindringlicher und unabweislicher ihr Stimmrecht forderten, einmal recht deutlich und schonungslos hätte sagen wollen: Seht, ein solcher Teufelsbrodem ist die Politik; Ihr, die Ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!

Immer wieder habe ich mich in diesen trüben Wochen fragen müssen: Sind wir mit unsern Forderungen auf dem rechten Weg? Sollen wir uns wirklich auch verderben lassen? Können wir Frauen dieser Massenjuggestion, wie sie eine Wahl- oder Abstimmungskampagne darstellt, Widerstand leisten? Wer, wie ich, seit seinen Jung-Mädchentagen für das Frauenstimmrecht eingestanden ist, darf sich eine solche besinnliche Frage stellen, ohne in den Verdacht zu geraten, irgend einem Vorurteil zu unterliegen. Ich habe mir immer wieder unsere Forderung überlegt, mit entsetzten Augen das politische Unwesen der letzten Monate beobachtet und auch unsere Frauen im Geiste hineingestellt. Oft habe ich die Zähne zusammenbeißen müssen, und der Atem ist mir kurz geworden, ob der heillosen Gefahr, der wir uns aussetzen. Denn was hülfe es, wenn ich die ganze Welt gewänne, nähme aber Schaden an meiner Seele? Um nach einem solchen Erlebnis, wie es dieser Herbst hoffentlich allen nachdenkenden und politisch interessierten Frauen geworden ist, noch weiter unsere Ideen verfechten zu können, braucht es zweierlei: Erstens einen Glauben! Glauben an die guten Kräfte der Menschen, vor allem an die sittliche Kraft der Frauen. Und dann den festen Willen: Unsere ganze Frauenbewegungsarbeit immer mehr zu einer Erziehungsarbeit großen Stils zu gestalten, nicht nur indem wir unsere ganze Energie der wirtschaftlichen Ertüchtigung der jungen Mädchen zuwenden — so wichtig sie ist — sondern vor allem der Ertüchtigung der Seele unserer jungen Mädchen. Mehr Weite, mehr Größe, mehr Energie für geistiges Dasein! Ich sage dies infolge der Erfahrungen dieses Herbstes, sowie auch als eine Warnung für kommende Zeiten. Mit Recht holen die Schweizerfrauen ganz energisch aus, um die weibliche obligatorische Fortbildungsschule durchzusetzen; vergesse man über der Sorge um tüchtige Wirtschafterinnen nicht, daß Kochen, Nähen und Backen noch keine Hausfrauen, vor allem keine Mütter ausmachen. Klar muß das Letzte Ziel sein, das wir mit unsern Forderungen — sei es die obligatorische weibliche Fortbildungsschule oder das Stimmrecht — zu erreichen suchen: nicht moderne, quasi wissenschaftlich vorbereitete Puppenfee und Haushaltphilisterinnen; wir wollen auch keine Politikerinnen, denen es auf ein wenig mehr Ling und Entstellung nicht ankommt; sondern wir brauchen Menschen, weite, gefühlsreiche, verstandesklare Menschen. Dazu gelangen wir nur durch Besinnung und Selbsterziehung. Auch in der täglichen Kleinarbeit immer wieder Besinnung und Orientierung an unsern letzten Zielen, damit wir nicht durch Betriebsamkeit und Routine erst recht zu Verräterinnen unserer Sache werden.

Regina Kägi-Fuchsmann.

Jeane Addams und ihr Lebenswerk: Hull House in Chicago.

(Schluß.)

Das Settlement will zunächst den Bewohnern des Armenquartiers ein Heim schaffen, einen Mittelpunkt, von dem aus ihnen Belehrung und Freude zufließen. Und sodann will's durch die Teilnahme am öffentlichen und sozialen Leben Organisationen gründen oder bestehenden sich anschließen, welche die wirtschaftliche Lage der Arbeiter, Einwanderer und Hilfsbedürftigen zu bessern suchen.

Die Schilderung der umfangreichen Recherchen, Statistiken, Eingaben an die Behörden, werbende und aufklärende Versammlungen, gibt ein beredtes Bild von der Tätigkeit, welche die Gründer des Hull Houses mit einer Gruppe von Mitarbeitern ausübten.

Die Besserung der Wohnungsverhältnisse der Einwanderer und Arbeiter, Gesetze für Arbeiterschutz, Regelung und Kontrolle der Kinderarbeit und Heimarbeit, Verminderung der Arbeitszeit, Besserung der Lohnverhältnisse, Einrichtung von Kleinkinderschulen, Volksbädern etc. wurde nach unermüdlicher Arbeit und langen Kämpfen mit den Behörden, zum Teil selbst mit der Bevölkerung durchgeführt. Daneben geht die rege Tätigkeit der Bewohner des Hull Houses und namhafter Vertreter aller Gebiete der Wissenschaft und der praktischen Berufe, für die Einwanderer, die oft weder der englischen Sprache mächtig noch irgendwelche Kenntnis der amerikanischen Zustände haben, einen Mittelpunkt zu schaffen, der die gesamten Interessen des arbeitenden Volkes vertritt.

Außer dieser Arbeit an den „Nachbarn" vollzieht das Hull House noch eine zweite, fast ebenso wichtige Aufgabe, indem es die Mitbürger zur Teilnahme an der sozialen Arbeit erzieht. Jane Addams schreibt darüber: „Während dieser zwanzig Jahre haben Hunderte von den nicht im Hull House lebenden Mitarbeitern Klubs, Nachmittagsklassen und Gruppen geleitet, und so die Zahl der Chicagoer Bürger vermehrt, die mit den ungesunden Lebensbedingungen bekannt und sich wohl bewußt werden, daß nur durch unermüdliche, Hingabe Leiden und Mühsal, Beschränktheit und Grausamkeit im Leben überwunden werden können."

So nennt Jane Addams das Settlement "einen Sammelpunkt für tatbegeisterte Menschen und alle, die mit Leidenschaft gleiche Verteilung von Freuden und Entwicklungsmöglichkeiten wünschen, fühlen sich dahin gezogen. Das Settlement ist zugleich eine wertvolle Nachrichten- und Aufklärungsstelle. Es vermittelt ununterbrochen zwischen den verschiedenen öffentlichen wie privaten Einrichtungen der Stadt und den Menschen zu deren Besten sie ins Leben gerufen wurden. Ein Settlement kann es seiner ganzen Natur nach nicht mit politischer Propaganda zu tun haben. Das Eine, worauf es für ein Settlement vor allem ankommt, ist seine Anpassungsfähigkeit und seine Bereitschaft, die Arbeitsweise je nach den Bedürfnissen seiner Umgebung zu ändern. Es muß für die eigene Ueberzeugung eintreten und sich doch seine tiefsinnere Duldsamkeit bewahren. Weil aber ein Settlement verpflichtet ist, nicht nur für soziale Gerechtigkeit, sondern auch für soziale Ordnung einzutreten und, wenn möglich, Abhilfe zu schaffen, so liegt es auf der Hand, daß es durch dieses Bemühen zur gemeinsamen Arbeit mit den am Ort tätigen Gewerkschaften geführt wird.

Es ist bezeichnend, daß die Leiterin des Hull Houses und ihre Mitarbeiter durch ihr Eintreten für die Interessen des arbeitenden Volkes von den bürgerlichen Kreisen als Sozialisten angefeindet würde und oftmals deren Sympathie und Unterstützung einbüßten, daß sie auf sozialistischer Seite wiederum als Bürgerliche angesprochen wurden. Jane Addams vermochte durch ihre Arbeit und durch das Einsetzen ihrer seltenen Persönlichkeit für Wahrheit und Gerechtigkeit jedes parteibegrenztes Werturteil zu besiegen und der Geist reiner Menschlichkeit, den sie als Hüter des Hull Houses einsetzte, gewann alle Menschen, die ihr nahetraten. Heute besuchen wöchentlich mehr als 9000 Menschen das Hull House, um sich ihren Anteil an Rat, Belehrung und Freude dort zu suchen, und Jane Addams sagt, daß während der 33 Jahre seines Bestehens alle Erfahrungen, die Menschen machen können, durch das Hull House gegangen sind.

Hull House umfaßt eine Gruppe von 13 Häusern zwischen Halsted und Polkstreet und hat sich in den drei Jahrzehnten seines Bestehens zu einer Organisation entwickelt, deren Großzügigkeit nur im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zu verstehen ist.

Das Jahrbuch 1921, das über Einrichtungen und Arbeitsweise einen anschaulichen Ueberblick gibt, zeigt im Bilde die verschiedenen Gebäude, Säle, Höfe, Gärten und Räume, die das Häuserviertel des Hull Houses ausmachen. Die Bestimmung der einzelnen Räume zu Lehrkursen, Ausstellungen, Klubs, Versammlungen, Konzerten, Theater, Festen, Sport und Spiel auch nur annähernd auszuführen, würde eine besondere Denkschrift erfordern. Für jedes Lebensalter, für alle Berufe, alle Lebensanschauungen, alle Nationen und Konfessionen sind Sammelpunkte eingerichtet. Für Jugendliche und Erwachsene: Sprachklassen, Kaufmännische Kurse, Literaturkurse, Kunsthandwerk- und Textilschule, Gymnasium, Musikschule. Für Kinder: Kindergärten, Krippen, Kleinkinderschulen, Kinderbewahranstalten, Nachmittagsklubs für Kinder nach der Schulzeit, eine Montessori-Schule, u.s.f.

Hull House richtete Männerklubs, Frauenklubs, Klub für Knaben von 15 bis 20 Jahren, Sportklubs etc. ein. Musikräume, Bibliotheken, Lese-Schreib- und Studienräume stehen jedem Besucher zur Verfügung.

Die ständigen Bewohner des Hull Houses gehören den verschiedensten Berufen an und widmen ihre freie Zeit dem Dienste am Mitmenschen, am „Nachbarn".

Hull House kennt weder Dogma noch politische Tendenz und läßt eine jede Partei zu Worte kommen, weil nur durch freie Aussprache Klarheit geschaffen und Besserung möglich wird. Hull House kennt keinen gemeinsamen Gottesdienst, denn da Anhänger aller Religionen und Bekenntnisse in seiner Nachbarschaft wohnen und in seinen Räumen sich treffen, müßten die Andachten sich in einer Form vollziehen die noch nicht geschaffen ist.

Es ist die tiefinnere Ueberzeugung der Bewohner des Settlements und seiner Leiterin, Jane Addams, daß ihre Arbeit „die unaufgesetzte Bewegung zu etwas Zukünftigem hin, das besser ist, als die Gegenwart", darstellt. Jede Form der Lebenssteigerung muß den wirtschaftlich Schlechtergestellten zugänglich gemacht werden, damit ein Ausgleich und die Möglichkeit zu freier Entwicklung geschaffen werden, die der Besitzende nur dann freien Herzens in Anspruch nehmen darf, wenn er dem Besitzlosen die rechten Wege weist.

B. Eitner.

—o—

Bücher.

Neue und neueste Bücher aus dem Verlag A. Francke A.-G., Bern.

Wir möchten auch an dieser Stelle auf den Verlagskatalog von A. Francke in Bern hinweisen, der durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. Vieles hat in dem orangefarbenen Weihnachten Platz: alte Freunde, die uns mit ihren guten, bewährten Augen anblicken und neue Namen, die sich trefflich in kurzen Lesepausen einführen. Rudolf von Tavel, Josef Reinhard, Otto v. Greyerz, Paul Seippel (Adele Kamm) — Heimatkunst und Heimatlust und -leid. . .

Unter den neuen, auf dieses Weihnachtsfest erschienenen Werken sei besonders „Die Stufe" von Lilli Haller erwähnt. Freudig werden wir im neuen Jahr diesem ehrlichen, schönen Buche eine eingehende Besprechung in unserm Blatte widmen. Vorläufig sei es allen denen aufs wärmste empfohlen, die echt und unecht zu unterscheiden wissen und denen ein Buch mehr bedeutet als einen billigen Zufluchtsort in toten Stunden.

E. F.

Tagesbilanz.

Von Dr. phil Eugenie Schwarzwald.*)

Ein großer Mann hat einmal verlangt, man solle jeden Tag ein gutes Buch lesen, ein schönes Bild sehen, ein erhabenes Musikstück hören und vor dem Schlafengehen diese Eindrücke noch einmal an sich vorbeizehen lassen.

Gestern nachts ist mir diese ideale Forderung eingefallen und da habe ich versuchsweise meinen Tag an mir vorüberziehen lassen. Was habe ich heute getan? Von 7—9 habe ich armen alten Frauen Lebensmittelpakete zusammengestellt, kleinen Kindern aus den kargen Vorräten, die mir eine dänische Freundin zur Verfügung gestellt hat, einige Bekleidungsstücke herausgesucht. Von 9—11 habe ich meiner Sekretärin Jella einen Prospekt diktiert, um im Ausland Leute anzuwerben, die mir helfen sollen, auf dem Semmering ein Verständigungsheim für gebildete, friedliebende Erholungsuchende aus allen Ländern zu schaffen. Dann habe ich mit meiner Sekretärin Mariedl Dankbriefe geschrieben an Mrs. Stein in Südafrika, an Mr. Boyden in New-York und an Herrn Magnus Täcklind in Stockholm, weil sie Freikarten für meine Gemeinschaftsküchen gestiftet haben; an eine Schweizer Frau, die uns tausend Franken geschickt hat und dazu geschrieben „sie sei wohl nicht reich, könne aber das Geld entbehren und finde nicht früher Ruhe, als bis sie für Wien etwas getan hätte". Sie hat sich nicht genannt, wir nennen sie unter uns Frau Regula Anrain. Dann folgt das Dankschreiben an den Redakteur der brasilianischen deutschen Zeitung in Sao Paulo, der eine Sammlung für unsere Altersgemeinschaft veranstaltet hat. Der nächste Korrespondent ist Mr. Lenguer in New-York, der die Absicht hat, in seinem literarischen Theater eine Vorstellung zugunsten der Wiener Kinder zu machen. Dann schreiben wir an die Schweizer Kaufmannsfrau, die mir von Zeit zu Zeit wortlos ein paar reizende Blusen für Wiener Mädchen schickt. Dann entsteht ein Aufruf nach Holland um Kleider und Wäsche für studierende und kunstübende Wiener Jugend, die infolge defekter Kleidung ihrem Beruf nicht nachgehen kann. — Dann habe ich mir kurz über die unzähligen Bittbriefe, die täglich kommen, berichten lassen. Von 11—1 Uhr war Sprechstunde. Es kamen etwa 120 Menschen, Greise, Frauen, Knaben, Hoferäte, Arbeiter, Offiziere, Waschfrauen, Monarchisten, Republikaner, Konservative, Kommunisten, Radikale. Alle wollten sie etwas. Freiplätze für Gemeinschaftsküchen, für die Schule, für Erholungsheime. Sie wollten Kinder in Wiener Heimen unterbringen, Kinder ins Ausland entsenden, als Hausgehilfinnen nach Dänemark gehen, die Tante im Altersheim versorgen, das Mündel im Lehrmädchenheim erziehen lassen, die Portierstochter in der Hauswirtschaftsschule ausbilden. Sie wollten Geld, Arbeit, Trost, Rat, Auskunft, Kleider, Wäsche, Lebensmittel, Seife, Fahrkarten für die Elektrische, ein Abonnement für die Leihbibliothek. Achtzigmal habe ich freundlich ja sagen dürfen, vierzigmal mußte ich verstimmt nein sagen. Dann habe ich eine Gesellschaft, bestehend aus zwei Schweizern, einem Schweden und einem Griechen durch Kinderheime und Studentenheime geführt, zuletzt sind wir in einer Gemeinschaftsküche gelandet, die nach dem Muster der alkoholfreien Speisehäuser in Zürich gemacht ist. Sie heißt „Zürcherhof" zur Erinnerung an meine herrliche Studienzeit, an den goldenen Brunnen, aus dem ich Segen trank. Die Gäste waren entzückt, weil ein weißes Tischtuch auflag und Blumen auf den Tischen standen und das Essen nur 18 Centimes pro Person kostet; ich aber war traurig, weil das Kraut zu wenig fett war und es statt der Mehlspeise nur einen gebratenen Apfel gab.

Den Nachmittag habe ich damit verbracht, einen Waggon Kohle zu kaufen und mit auswärtigen Kinderheimen zu telefonieren, was derzeit in Wien noch weniger vergnüglich ist als anderswo. Am Schluß habe ich eine kleine Sitzung gehalten mit einigen Vertretern der Wiener Jugend, die mir berichten wollten, was sie alles für die Wiener Greise getan haben. Ich hatte sie zu Weihnachten vorigen Jahres in der äußersten Not zu Hilfe gerufen und sie haben sich bewährt. Nur im Inland haben sie innerhalb acht Tagen 50 Millionen gesammelt und mit dieser Summe eine bescheidene aber intensive Hilfstätigkeit angefangen. Sie tragen allen Leuten das Essen ins Haus, Lebensmittelpakete, zahlen für sie Miete, lassen sie ärztlich untersuchen, erteilen ihnen Rechtshilfe, schicken sie in Heilanstalten. Sie haben sich bewährt, sogar auf Gebieten, auf denen ich nichts von ihnen erwartet habe, so zum Beispiel auf dem der Ehevermittlung. Ein blonder Gymnasiast erzählt mir voll Freude: „Bitte, Frau Doktor, es war ein armer, alter Herr da, siebzig Jahre alt, der wollte 15,000 Kronen haben, aber nicht sagen, wofür er sie brauchte. Vor einem Monat haben wir es ihm gegeben und heute war er da und hat erzählt, er habe im Neuen Wiener Tagblatt mit unserm Geld inseriert und auf diese Weise eine Frau bekommen. Sie sei sechzig Jahre alt, habe eine eingerichtete Zweizimmerwohnung und eine kleine Rente, außerdem sei sie sehr lieb, hat er auch gesagt. Er schien sehr glücklich und hat sich sehr bedankt."

Inzwischen ist es Abend geworden. Jetzt muß ich nur noch in Schul- und andern Angelegenheiten eine Reihe telephonischer Gespräche abhalten. Damit ist mein Tagewerk zu Ende. Mühsam, sagen die Leute, aber schön. Ich sage: weder mühsam noch schön. Wechselnde Arbeit ist nie mühsam. Und glücklich der Mensch, der gegenwärtig über dieses kostbarste aller Opiate verfügt. Aber schön, nein, denn schön ist nur ein absichtsloses Leben. Erfreulich ist nur eine Pose, mit der kein Mensch schreibt, weil er von einem etwas haben will. Glücklich ist nur, wer keine Vorgesetzten hat und keine Untergebenen, keine Gönner und keine Klienten. Wer wirklich fühlt, will ganz unabhängig sein von der Menschheit und sehr abhängig von den wenigen, die er liebt. Die sogenannte Sozialität aber macht abhängig nach allen Seiten.

Nebenbei bemerkt, es ist bezeichnend, daß für die wertvollste Beschäftigung mit den Leiden Anderer gar kein brauchbares Wort existiert, Wohltätigkeit zu sagen, schämt man sich mit Recht, Wohlfahrtspflege und Philanthropie sind Verlegenheitsausdrücke. Die Sprache ist nämlich immer verlegen, wenn sie eine Sache bezeichnen soll, die es gar nicht geben darf.

Mit Herzklopfen steht ich vor der prunkvollen Tür des Herrn C . . . Ich fürchte mich. Ich fühle, daß ich ihm Unrecht tue, weil ich mich nicht für seine geniale geschäftliche Tätigkeit interessiere, nicht für seine reizende Frau, nicht für seine Kunstschätze, sondern nur für sein Geld. Aber ich fürchte mich noch viel mehr, wenn ich der armen Frau Lechfelder aus Floridsdorf für ihr wunderhübsches Töchterchen, für welches kein Crepe de Chine-Kleid zu schön wäre, eine gefliickte Kattunbluse überreiche.

Schiefe Sache, diese Arbeit, aber sie muß getan sein, denn sie ist notwendig, so lange Menschen Krieg führen. Und so muß man sich weiter demütigen vor denen, die einem etwas schenken, und kleinlaut sein vor denen, denen man die Gabe verschafft hat.

Natürlich will das erst gelernt sein. Die jungen Mädchen, die einem bei der Arbeit helfen, sagen zuerst enttäuscht: „Aber die Menschen sind ja gar nicht dankbar!" Man muß gestehen, daß es so aussieht. Tatsächlich ist aber diese scheinbare Undankbarkeit nichts als ein lobenswerter gesunder Instinkt, der sich aufbäumt. Die Menschen, die man beschenkt, sagen ja gar nichts, aber was sie fühlen, erfüllt den ganzen Raum. Sie fühlen: Was ist das für eine verfluchte Gesellschaft, die Wohlfahrtseinrichtungen braucht? Wie komme gerade

*) Frau Dr. Schwarzwald dürfte unsern Leserinnen keine Fremde sein. Sie ist die Gründerin und Leiterin der großen Gemeinschaftsküchen und Erholungshäuser in Wien und Umgebung, durch welche Unzählige vor der Verzweiflung gerettet worden sind. Der Artikel mußte leider aus Raummangel bis heute zurückgelegt werden.

Die Red.